

Freiburger Volkskalender



AUSGABE FÜR DAS JAHR 2021

9

GINGGI

Verborgener Schatz an der Kränzli-Tracht

40

BRECCA

Einzigartige Naturschönheit

59

**VON KATZEN, HUNDEN
UND MENSCHEN**

Hubert Schaller erinnert sich

70

KINO MURTEN

Seit 20 Jahren klein und fein



9 771663 648007



Grafik
Druck
Beschriftung
Verpackung

printed in
switzerland

Unsere
Leidenschaft –
Ihr Erfolg

Beauregard 3, 1700 Fribourg
T 026 425 5161, info@canisius.ch

canISIUS

www.canisius.ch

Inhaltsverzeichnis

Kalender- und andere Geschichten

Marcel Hayoz – Der Maler mit der Mundharmonika
Yvonne Jungo, Imelda Ruffieux 3

Die Trachten auf dem Titelbild des Volkskalenders
Trudi Schneuwly 7

Von Katzen, Hunden und Menschen
Hubert Schaller 59

Geschichtliches

Clavaleyres: Ein politisches Seilziehen zwischen Freiburg und Bern
Willy Dietrich 28

Die Eisenbahn im Jauntal
Josef Buchs 31

Eine besondere Grabplatte bei der Kirche Schmitten
Roland Mülhauser 37

Die Ringmauer von Murten
Alain Grandjean 55

Die Versetzung ländlicher Bauten
Jean-Pierre Anderegg 74

Volkskunde und Handwerk

Ein grosses Medaillon und sein kleines Geheimnis
Charles Folly 9

Der Sattler und Glockenriemensticker
Yvonne Jungo 49

Gesellschaftliches

Ein denkwürdiges Schuljahr in Zeiten von Corona
Chantal Rudaz Favre 16

Natur und Umwelt

Die Geschichten hinter den Bildern von Michel Roggo
Ruth Schmidhofer 21

Brecca: Das bedrohte Paradies
Louis Riedo 40

Von Wacholdergeist, Salbeitee und Brennesseljauche
Trudi Schneuwly 81

Reportagen, Wissenschaft

Himmelsspektakel: Grosse Konjunktion am Abendhimmel
Klaus Vonlanthen 62

Badminton: Von der Kirche in die Nati A
Christophe Zürcher 65

20 Jahre Kino Murten
Niclas Mäder 70

75 Jahre Kaisereggbahnen
Imelda Ruffieux 79

Unsere
Leidenschaft –
Ihr Erfolg

Grafik – Beschriftung – Druck –
Verpackung in Düringen

sensia

www.sensia.info

printed in
switzerland



LÜTHY

Kanisiusbuchhandlung

Freiburgs deutschsprachige Buchhandlung

Bahnhofstrasse 6, 1700 Freiburg

Tel. 026 322 13 45, freiburg@buchhaus.ch



HÖRBERATUNG
DÜDINGEN & WORB

Neue Adresse:

HÖRBERATUNG DÜDINGEN

Hauptstrasse 8 | 3186 Düringen

Tel: 026 493 00 40

duedingen@leben-hören.ch

Erstes
Schweizer
Phonak Lyric™
Kompetenz-
Center

- HÖRBERATUNG MEISTERBETRIEB
- HÖRGERÄTEANPASSUNG
- TINNITUSBERATUNG
- PÄDAKUSTIK
- GEHÖRSCHUTZ



Leben
hören

www.leben-hören.ch

Der Maler mit der Mundharmonika

Von Imelda Ruffieux und
Yvonne Jungo

Seine 90 Jahre sieht man ihm nicht an. Der Dübinger Künstler Marcel Hayoz ist aufgestellt und vif – und wenn er ins Erzählen kommt, dann reiht sich eine Geschichte an die andere. Er hat Anekdoten aus seiner Schulzeit genauso präsent wie die Details seines künstlerischen Schaffens. Er erinnert sich bei jedem Bild, unter welchen Umständen es entstanden ist und wie er vorgegangen ist. Den Pinsel hat er mittlerweile mit einer Mundharmonika getauscht. Ein Portrait.

«Dieses Bild entstand nach Ferien auf der griechischen Insel Mykonos», erklärt Marcel Hayoz und zeigt auf eine streng blickende Frau mit einem schwarzen Kopftuch und verschränkten Händen, auf einem Schemel sitzend. Das Bild hängt in der Wohnung von Marcel und Helene Hayoz-Bachmann in Adligenswil LU. Seit rund zwei Jahren ist dies das neue Zuhause der beiden; die Eltern von vier Kindern sind in die Nähe von zwei Töchtern gezogen. Auch wenn sie sich im Kanton Luzern sehr wohlfühlen, ist ihnen der Abschied von ihrem Heim in Villars-sur-Glâne, wo das Paar viele Jahre gelebt hat, nicht leicht gefallen. Denn mit dem Haus hat Marcel Hayoz auch sein Atelier und Helene Hayoz ihren sorgsam gepflegten Garten aufgegeben. Mehrere Bilder zeigen dessen farbige Blumenpracht und erinnern die beiden an die schönen Stunden, die sie darin verbracht haben. Überhaupt ist die lichtdurchflutete Wohnung der beiden zugleich ein Ausstellungsraum, an den Wänden widerspiegelt sich das breite Spektrum des Schaffens von Marcel Hayoz.

Abschlussarbeit über Trachten

Marcel Hayoz hat das Titelbild des Freiburger Volkskalenders, das seit der Ausgabe 1988 in Gebrauch ist, gestaltet (siehe auch Seite 7). Mit Trachten hat er sonst nicht so viel am Hut, doch erinnert er sich noch heute ganz genau an viele Details bei der Herstellung von Freiburger Trachten und deren Ausstattung. Als junger Mann hat er dies zum Thema seiner Abschlussarbeit bei seiner Ausbildung zum Kunstlehrer gewählt und ein halbes Jahr daran gearbeitet. «Meine Tante Marie Hayoz war »Hüetlera«, also Modistin und hat viel an Trachten

gearbeitet», erinnert er sich. Sie habe ihm alle Details erklärt, vom Sitz des «Ginggi» bis zur Länge vom «Grossa Lätsch». Seine Arbeit wurde von den Trachtenleuten geschätzt, wohl weil es vorher keine so genaue und umfassende Beschreibung ihrer Kleidung in den verschiedenen Regionen des Kantons Freiburgs gab. Er habe eine gute Note bekommen, erzählt er.



Künstler Marcel Hayoz kann zu jedem seiner Werke eine Geschichte erzählen. Bild Imelda Ruffieux

Kunstlehrer und Künstler

Jugendliche zu unterrichten, war für Marcel Hayoz eigentlich nur die zweite Berufswahl. Viel lieber wäre er Bildhauer geworden, denn Formen und Farben faszinierten ihn schon als kleinen Buben. Doch das kam damals nicht in Frage, zu brotlos wurde ihm eine künstlerische Laufbahn beschrieben. Also besuchte er das damalige Technikum und wurde Möbelschreiner, was ihm gut gefallen hat. Angespornt von seinen Lehrern, denen seine Zeichenkünste auffielen, machte er erst in einem zweiten Schritt die Ausbildung zum Kunstpädagogen. Jahrzehnte lang hat er dann versucht, Hunderten von Schülerinnen und Schülern seine Freude an Form und Gestaltung weiterzugeben und ihnen Kunst als kreative Ausdrucksform nahezubringen.

Gleichzeitig war er immer als Künstler tätig. Davon zeugen neben seinen Bildern und Skulpturen auch zahlreiche Werke im öffentlichen Raum. So hat er für manche Plätze und spezielle Orte die Gestaltung entworfen, deren Ausführung dann Drittpersonen übernommen haben. Der Chorraum der Pfarrkirche Bösinggen wurde nach seinen Plänen gestaltet; er wurde nach der Gesamtrenovation der Kirche von 1993 seiner Bestimmung übergeben.



Als grosser Naturfreund hat der Künstler viele Blumenfelder gemalt. Bild Imelda Ruffieux

Das Grabmal beim Gemeinschaftsgrab auf dem Friedhof Bösinggen ist Ende der 1990er-Jahre nach seinen Entwürfen errichtet worden. Die Eisenplastik am Mauerborgen symbolisiert in drei unterschiedlichen Bögen den Lebenslauf des Menschen auf dieser Erde.



Der vielseitige Künstler hat gemalt, gestaltet, geformt und modelliert. Bild Imelda Ruffieux

An der Südfassade eines Privathauses in Oberschrot ist eine Wandmalerei des Künstlers zu sehen; eine Auftragsarbeit von 1966, welche eine Szene aus dem Leben einer Bergbauernfamilie zeigt. An der Aussenwand der Spielhalle in Ueberstorf thematisiert ein 1972 entstandenes Wandbild das Verhältnis des Menschen zum Weltall. In der Gemeindebibliothek Düdingen hat Marcel Hayoz in einer dreiteiligen Wandmalerei 1964/65 verschiedene Sensler Sagen verewigt. In der Totenkapelle Murten gestaltete er zwei Glasfenster und auch die Fresken an der Totenkapelle Schmitten «Auferstehung Christi» und «Die drei Frauen am Grabe Christi» stammen von ihm. Marcel Hayoz hat zudem auch das Logo für das Kollegium St. Michael gestaltet.

Blättert er in einem seiner Alben mit unzähligen Skizzen, dann hat der Künstler zu jeder von ihnen eine Geschichte zu erzählen. Konkret, abstrakt, Portraits, Landschaften, alle Stile und Materialien kommen vor, Gemälde ebenso wie Skulpturen.

2014 würdigte die Deutschfreiburger Arbeitsgemeinschaft das Schaffen von Marcel Hayoz als Künstler und Kunstpädagogen mit der Verleihung des Deutschfreiburger Kulturpreises.

Musikalischer Mensch

Die Kunst ist in der Wohnung des Ehepaars Hayoz zwar noch sehr präsent. «Doch heute mache ich mehr Musik, als dass ich male», erzählt Marcel Hayoz. Er spielt Cello, was er mit 50 Jahren gelernt hat. Oft musiziert er, unter anderem mit seiner Tochter Sandra, im privatem Rahmen in einem kleinen Ensemble. Genauso lieb sei ihm aber ein anderes Instrument, sagt er, greift in die Tasche seiner Hose und zieht eine Mundharmonika heraus. Natürlich gibt es auch dazu eine Geschichte. Er sei als Bub an einem «Meiesinge» zum «Mugygli» gekommen.

Als Drittklässler habe er im Coopladen in Düdingen Mundharmonikas gesehen. «Ich habe 75 Rappen des Meiesinge-Geldes in eine davon investiert», erzählt er mit einem verschmitzten Lachen, «obwohl die Mutter verboten hatte, etwas von diesem Geld auszugeben.» Deshalb versteckte er die Mundharmonika zuhause in einer alten Bisquitdose im Hühnerhaus. Das Spielen brachte er sich selbst bei. Musikalisch wie er war, konnte er jede Melodie, die er einmal hörte, auf dem Instrument nachspielen. «Meine Mutter hat gerne gesungen», erzählt er. Als sie eines Abends auf dem Balkon ein Lied sang, sei er zu ihr gegangen und habe mit seiner Mundharmonika eingesetzt. «Sie hat direkt kein Wort

über das Instrument verloren, sondern nur gefragt, ob ich auch «O wie wohl ist mir am Abend» spielen könne – dann war alles gut.»

Einige Jahre hatte er das Instrument beiseite gelegt, weil andere Interessen wichtiger wurden. «Vergessen habe ich die Mundharmonika nie», sagt er. Jahre später erwachte beim Besuch eines Musikladens die Erinnerung und dann schenkte ihm seine Schwiegertochter eine Mundharmonika zu Weihnachten. Fast 75 Jahre lagen dazwischen, die Freude an diesem Klang war sofort wieder da – seither hat er eine ganze Sammlung und mindestens ein Instrument steckt immer in der Hosens- oder Jackentasche. Mittlerweile beherrscht er Dutzende von Liedern. «Wollt ihr eins hören?», fragt er und spielt auf berührende Weise «Lueget vo Bärg und Tal». Als er das Lied einmal auf der Klewenalp zum Besten gegeben habe, sei eine Zuhörerin zu Tränen gerührt gewesen, erzählt er und spielt dann auch gleich noch «Seisler Bode».

Besonderes Verhältnis zu Tieren

«Überall, wo wir hinkamen, habe ich die Akustik ausprobiert», sagt er. Er habe in Kirchen gespielt, sogar an einer Beerdigung, und oft auch im Freien. «Ich habe auch Katzenmusik gemacht», sagt er



Das «Mugygli» hat Marcel Hayoz immer griffbereit, um ein spontanes Ständchen zu geben. Bild Imelda Ruffieux



Die Gestaltung des Gemeinschaftsgrabes mit dem grossen Eisenkreuz auf dem Friedhof Böisingen von 1999 stammt von Marcel Hayoz. Die Schmiedearbeiten hat Pius Schraner, Kunstschmied aus Böisingen, ausgeführt.

Bild Yvonne Jungo

mit einem Schmunzeln. Die Katzen seiner Tochter hätten stark auf die Töne reagiert und sich beim Zuhören aneinander gekuschelt. Es ist nicht das einzige Mal, das Marcel Hayoz interessante Begegnungen mit Tieren hatte. Die Hühner in einem nahen Gehege seien zwar davongerannt, als er zu spielen angefangen habe, sagt er und lacht. «Doch die Kühe auf der Weide kamen näher und folgten uns während des Spiels am Zaun entlang.» Er habe für Kamele und Esel gespielt und im Wald für die Vögel: «Sie hörten zu und verstummten, während ich spielte.»

Er verspüre eine enge Beziehung zu den Tieren, sagt er und erzählt von einer Elster, die ihm bei Arbeiten im Garten mehrmals ganz nahe kam und ihre Scheu völlig verlor. Oder von einem seltenen Schmetterling der Art «Russischer Bär», der ihm auf Schritt und Tritt nachflatterte. Der Falter folgte ihm sogar von seinem Garten ins Haus, bis Marcel Hayoz sich ans Klavier setzte und für ihn spielte.

In vielen seiner Bilder sind musikalische Motive zu erkennen, etwa eine Gambenspielerin oder eine Gruppe von Strassenmusikern. Seine letzte grosse Ausstellung, die 2014 anlässlich seines 85. Geburtstags im Sensler Museum in Tafers zu sehen war, trug denn auch den Titel «Malen wie Musik». Beides sind für ihn gleichwertige Ausdrucksformen.



In vielen seiner Bilder hat Marcel Hayoz musikalische Themen aufgenommen. Bild Imelda Ruffieux

«Mir geht es gut», sagt der Vater von vier Kindern und Grossvater von zwölf Enkelkindern. Ob eines davon einmal in seine künstlerischen Fussstapfen tritt? «Wer weiss.» Ihn hat es stolz gemacht, dass sein Enkel Joshua eine besondere Person für seine Maturaarbeit ausgesucht hat: den Künstler Marcel Hayoz.

Marcel Hayoz vereint symbolisch Deutschfreiburg

Von Trudi Schneuwly,
Schmitten



Seit 1988 zieren drei Trachtenpaare das Titelbild.

Wie sollte das neue Titelbild des Freiburger Volkskalenders aussehen? Vor dieser schwierigen Frage stand Moritz Boschung, damaliger Redaktor des Freiburger Volkskalenders, Ende der 1980er-Jahre. In seinem Geleitwort zum Volkskalender 1988 schrieb er dazu: «Es war allerdings nicht leicht ein Titelbild zu finden, das den neuen Ansprüchen genügen konnte, ohne dabei die bisherigen Leser allzu sehr vor den Kopf zu stossen. Eines sollte zudem das neue Titelbild auf jeden Fall beibehalten, die Heimatverbundenheit, die ein wesentliches Merkmal des Kalenders ist. Wir haben während Jahren verschiedene Möglichkeiten und Entwürfe geprüft. Erst der Vorschlag von Kunstmaler Marcel Hayoz konnte uns befriedigen.» (Siehe auch Seite 3 «Der Maler mit der Mundharmonika»)

Sensebezirk

Im Vordergrund steht ein Sensler Hochzeitspaar. Die Kränzlitracht kann auf Bildern bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Hauptmerkmal ist die Kopfbedeckung, Kränzli genannt, die in ihrer Art einmalig ist in der Schweiz. Viele bunte Perlen, allerlei Flitter und Blümchen schmücken die Haube.

1983 wurde der Walliser Teil des damaligen Freiburger und Walliser Volkskalenders aufgegeben. Der Kalender wurde fortan nicht mehr nur für den Sensebezirk, sondern für ganz Deutschfreiburg gemacht. Entsprechend wollte man auch das Titelbild anpassen. 1988 war es dann soweit: Je ein Trachtenpaar aus dem Sense- und Seebezirk und eines aus der Stadt Freiburg symbolisieren den deutschen Teil des Kantons Freiburg.



Kränzlitochter. Aquarellierte Bleistiftzeichnung von Ludwig Vogel (1788–1879).

Auf dem rechteckigen schwarzen Göller liegt die blaue Halskrause. Das rote Kleid mit plissiertem Jupe hat auf halber Höhe ein gelbes Band. Dieses gelbe Band ist auch in der Sensler Sonntags- und Werktagstracht zu finden. Dazu gehört eine schwarze Seidenschürze. Auffällig ist auch das Agnus Dei oder «Ginggi» beziehungsweise «Ginge». Die Seite mit dem Monogramm der Jungfrau Maria wird von den Töchtern auf der linken Brustseite getragen, die Seite mit dem Monogramm Christi von den verheirateten Frauen auf der rechten. (Siehe auch Seite 9 «Ein grosses Medaillon und sein kleines Geheimnis»).

Der «Hochzyter» trägt eine braune, knielange Hose und einen braunen Mantel. Als Sensler Besonderheit gilt das rote Gilet, das mit seiner Farbe schweizweit auffällt. In Welschfreiburg wird der «Bredzon» und im Bernbiet der «Mutz» getragen, beide mit Puffärmeln. Daher fällt nebst der Farbe vor allem auch das Fehlen der Ärmel auf. Der Bräutigam trägt, wie seine Braut, blaue Strümpfe.

Stadt Freiburg

Leicht zurückversetzt ist ein Stadtfreiburger Paar zu sehen. Die Frau trägt hier den «liron», eine kleine, flache Kopfbedeckung. Diese kann allein, oder wie meistens, unter dem breitrandigen, mit Spitzenborten verzierten Strohhut getragen werden. Die noble Bürgerin ist sehr edel angezogen: Seidenkleid und -schürze, dazu ein «Spitzenfichu» (Schultertuch) und spitzenbesetzte Ärmel. Auch ihr Begleiter zeigt sich als vornehmer Stadtbürger. Er scheint direkt aus dem 19. Jahrhundert auf das Titelbild gekommen zu sein. Seine elegante Kleidung wird von einem Zylinder gekrönt.

Seebezirk

Im Hintergrund – vor der Silhouette des Wistenlacher Bergs (Mont Vully) – steht ein Murtenbieter Paar in der Tracht, wie sie heute noch von der Trachtengruppe Kerzers getragen wird. Der Mann trägt die typische Hupertracht mit den auffälligen weiten, weissen Leinenkniehosen mit ebenso weissen Wollsocken. Über das weisse Hemd und das gestreifte Gilet kommt die «Huperkutte» aus Wollstoff.

Die Frau trägt eine abgewandelte Bernertracht mit einem bestickten, schwarzen, seidenen Schultertuch anstatt des Göllers. Als Kopfbedeckung dient hier eine Seidenhaube mit hohen Tüllspitzen, es kann auch ein Strohhut sein.

Marcel Hayoz hat das Titelbild des Volkskalenders 1987 gemalt. Ganz klar kann heute nicht mehr nachvollzogen werden, von welchen Vorlagen er



«Bauer aus der Gegend von Murten». Kupferstich von Johann Ludwig Aberli (1723–1786).

sich dafür inspirieren liess. Auf jeden Fall sind die Trachtenleute auf dem Bild keine fiktiven Modelle, sondern sie entsprechen existierenden Personen. So ist in der Tracht des Sensler Bräutigams klar Paul Zbinden zu erkennen: ein altbekannter Trächteler aus Düdingen. Neben ihm steht die junge Barbara Theler-Schaller. In der städtischen Bürgertracht zeigen sich Simone Bourgknecht und Franz Becker. Und die Murtenbieter, bzw. Kerzerser Tracht tragen Dori und Albert Meyer aus Fräschels.

Die Trachtenpaare zieren nun seit über dreissig Jahren das Titelbild, immer noch symbolisieren sie die Gegenden Deutschfreiburgs und der Volkskalender erfüllt seit dieser Zeit den Anspruch, Themen aus und für die ganze Region zu publizieren.

Quellen

- Geleitwort zum neuen Titelbild von Moritz Boschung, in «Freiburger Volkskalender» 1988
- Marie-Thérèse Daniëls, deutsch übersetzt von Hermine Renz: FREIBURG, die Volkstrachten des Kantons. Editions la Sarine Fribourg, 1981.
- Lotti Schürch und Louise Witzig: Trachten der Schweiz. Edition Colibri AG Bern, 1978

Ein grosses Medaillon und sein kleines Geheimnis

Von Charles Folly,
Alterswil

Ein markantes Detail der Sensler Kränzlitracht ist das Agnus Dei, im Senslerdeutschen «Ginggi» genannt. Die meisten dieser Medaillons sind leer. Doch bei einem kam beim Öffnen Erstaunliches zum Vorschein. Dies gibt Einblick in ein für unsere Region wenig erforschtes Gebiet der Volksfrömmigkeit.

Die Sensler Kränzlitracht gilt als eine der ältesten und farbigsten Schweizer Trachten. Ursprünglich die Festtagstracht unverheirateter Töchter und im ganzen Bezirk verbreitet, wurde sie im 19. Jahrhundert zur Kleidung des marianischen Kreuzgangs. In dieser kirchlichen Aufgabe hat das Tragen der Kränzlitracht in den Pfarreien Düdingen, Tafers und Heitenried die Zeit überdauert und wird dort noch gepflegt.



«Deutscher» Kreuzgang Tafers 1930er-Jahre.

Bild Albin Waeber



«Römischer» Kreuzgang Überstorf 26. Juli 1925, Primiz August Boschung. Bild Viktor Schwaller

Die Kreuzgangordnung der alten Pfarrgemeinde Tafers belegt, dass Mädchen aus allen vier Schrotten der Pfarrei (Bodenschrot – Tafers/Juchschrot – Alterswil/Schrickschrot – St. Antoni/Ennet-dem-Bach-Schrot – St. Ursen) in dieser Tracht und mit ihrer Präfektin am Umgang und den Prozessionen in Tafers teilnahmen. Nach dem Entstehen von vier eigenständigen Pfarreien (1894 Alterswil und St. Antoni/1901 St. Ursen) pflegte man den marianischen Kreuzgang weiter, den «deutschen Kreuzgang» in der Kränzlitracht allerdings nur noch in Tafers. In den anderen Pfarreien führte man – wie in andern «kränzlilosen» Pfarreien – den «römischen Kreuzgang» ein. Geprägt durch den Marienkult in der Folge der Muttergotteserscheinungen in Lourdes Ende des 19. Jahrhunderts, trugen die Töchter ein weisses Kleid, einen weissen Schleier und um die Taille ein hellblaues Band.

Auffälligstes Merkmal und Namensgeber der Tracht ist bestimmt der Kopfschmuck, das Kränzli. Nicht weniger bemerkenswert ist aber auch das Agnus Dei, die Ginge, im Senslerdeutschen auch «ds Ginggi» genannt. Moritz Boschung beschreibt es in seinem Standardwerk «Sensler Trachten» folgendermassen:

«...Das silberne Medaillon bildet den Hauptschmuck der Kränzlitracht. Es besteht aus zwei bombierten runden Scheiben, die zu einer Kapsel zusammenmontiert sind. Die eine Seite zeigt, graviert oder getrieben, die Initialen Mariens, die andere das Monogramm Christi (IHS). Dazu kommen, zumindest in älteren Agnus Dei, noch andere Eingravierungen wie Ornamente, Blüten, Blättchen, Herzchen und Eicheln, vermutlich als Frömmigkeits- und Fruchtbarkeitssymbole. Am Rand umgibt eine schmale, aus einem Stück gepunzten Silberdrahts gedrehte Spirale den einer Dose ähnlichen Anhänger. Die zwei auf den entgegengesetzten Seiten angebrachten Ringe dienen zum Durchziehen der Kette und zum Befestigen an der Brust... Die beiden aufklappbaren Kapselhälften sind mit einer Spange oder einer Schraube zusammengehalten...»



Die meisten existierenden Agnus Dei werden in den Pfarreien Düdingen, Heitenried und Tafers mit der Kränzlitracht getragen, einige findet man in Museen oder als Erbstücke in Privatbesitz. Zudem befindet sich in der Kapelle von Obermonten ein Agnus Dei, das der Muttergottes der Göttlichen Vorsehung als Votivgabe verehrt wurde und bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts der Muttergottesstatue umgehängt wurde. Dieses stammt aus der Werkstatt des Freiburger Silberschmieds Alois Körber (Meisterzeichen AK, um 1830/40 gefertigt, Durchmesser ohne Spirale 13 cm, mit geschwärtzter Spirale 15,5 cm).

Dass man das Agnus Dei der Kränzlitracht öffnen kann, weist auf seine Funktion als Behältnis hin. Allerdings sind praktisch alle Agnus Dei leer und ihr möglicher ursprünglicher Inhalt bleibt unbekannt.



Dreifarreiwallfahrt nach Obermonten in den 1940er-/50er-Jahren, Muttergottesstatue (Atelier Reyff 1645) mit umgehängtem Agnus Dei. Bild Peter Curty

Ein Agnus Dei aus Privatbesitz allerdings offenbarte beim Öffnen ein kleines Büchlein, ein sogenanntes «Breverl» (siehe auch Kasten). Es stammt, wie das Agnus Dei von Obermonten, aus der Werkstatt

Begehrte Amulette

Die Bezeichnung «Lamm Gottes» (Agnus Dei) hat dieser Silberschmuck vom Brauch, dass in Rom – ursprünglich nur alle sieben Jahre – aus dem geweihten Wachs der Osterkerzen Amulette geprägt wurden. Diese zeigten auf der einen Seite das Lamm Gottes als Christussymbol, auf der anderen Seite den Namen des Papstes. Diese Amulette waren sehr begehrt und wurden verehrt, so dass man sie ihrer Zerbrechlichkeit wegen in Metall oder Holz einfasste und so aufbewahrte. cf



Agnus Dei aus Wachs 1700 Papst Innozenz XII.

Ein kleiner Falztettel

Brevelr (auch Breve, Brieferl, Heilumstäschchen, Agnus Dei oder Tüfelsjägerli genannt) ist ein mit heiligen und magischen Sprüchen und Bildern versehener Falztettel, ein Schutzbrief, der als Abwehrzauber, Talisman und Heilmittel diente. Es war im 18. und 19. Jahrhundert im ganzen südlichen deutschsprachigen Raum weit verbreitet. Es schützt vor bösem Einfluss, Dämonen und Besessenheit, vor Pest, Feuer oder Unwetter. Die Teile dieses Falztzettels konnte man als Schluckbildchen auch essen – daher der volkstümliche Name «Fresszettel» – sie sollten, so verinnerlicht, ebenfalls eine heilkräftige Wirkung entfalten.

Kupferstiche von Brevelrn zeigen neben diversen Heiligendarstellungen oft auch das Gnadenbild des Wallfahrtsorts, an dem es erworben wurde. Im Mittelteil findet sich eine Sammlung miniaturisierter religiöser Symbole und diverser Objekte wie Kreuz, Benediktuspennig, Schabmadonna, Sebastianspfeil, Agathazettel, Dreikönigszettel, Palmkätzchen, farbige Papierstückchen, Erde von heiligen Stätten und dergleichen mehr. Von der katholischen Kirche wurden Brevelrn zeitweise als Aberglaube abgelehnt. *cf*

von Alois Körber, ist in der Grösse und vom Aussehen her mit diesem identisch und wurde bestimmt über siebzig Jahre lang nicht mehr mit der Tracht getragen. Beim Entfalten dieses Büchleins zeigte sich ein «Amulettkonglomerat», das sowohl magische wie auch von der Kirche geduldete Schutzmittel enthielt und von der Volksfrömmigkeit und dem Schutzbedürfnis der damaligen Menschen zeugt. Dasselbe bezwecken auch magische Zeichen, die als Schutz vor Unwetter, Feuer, Seuchen, Verwünschungen weite Verbreitung und Anwendung fanden und deren Spuren wir in Erzählungen, aber auch in Büchern sowie in und an Gebäuden finden. Die Kirche lehnte solche «heidnischen» Praktiken ab, tolerierte jedoch Ähnliches, wenn sie christlich geprägt waren – eine ambivalente Haltung.



Geöffnetes Agnus Dei mit Brevelr (ca. 7×4 cm).

Bilder Charles Folly



Oben: Muttergottes vom Berg Carmel.

Mitte: Unbefleckt empfangene Jungfrau Maria.

Öffnen und entfalten des «Brevelrs»

siehe folgende Seite.



Oben: Auferstehungschristus über Monogramm IHS.
Mitte: Englischer Gruss.
Unten: Ignatius v. Loyola, Agatha, Franz-Xaver.



Mitte: Diverse religiöse Texte und Objekte.
Siehe auch folgende Seite.



Links: Beginn des Johannesevangeliums, Symbole der vier Evangelisten.



Rechts: «Das glückselige Hauskreuz», Engel und Heilige.



Links: Hl. Maria, in deiner Empfängnis blieb du reine Jungfrau.
Rechts: INRI Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.



Benediktuskreuz
CRPB: Crux Reverendi Patris Benedicti.



Benediktusmedaille aus Siegelwachs.

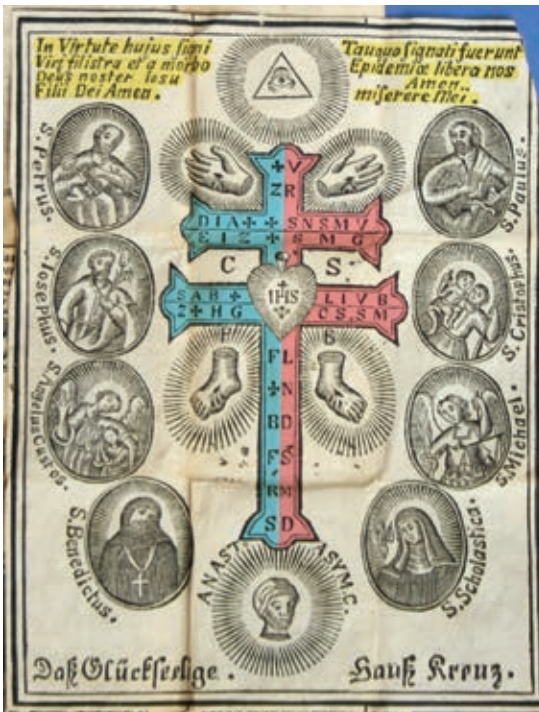


Schabmadonna und Pflanzenreste. Kleine Tonfigur der Muttergottes, bei Krankheiten schabte man Partikel davon ins Essen und versprach sich so heilende Wirkung.

Das aufgeklappte Blatt rechts des Mittelteils, «Das Glückselige Hauskreuz», zeigt ein Caravacakreuz. Es gilt seit dem 16./17. Jahrhundert als Schutz vor Krankheiten und Seuchen. Oben findet sich das

Auge Gottes, links und rechts davon ein Spruch wider die Pest. Umrahmt wird das Kreuz durch Darstellungen von Heiligen und Erzengeln und den Händen und Füßen Christi mit den Wundmalen. Die Buchstaben CSPB unterhalb der Kreuzesbalcken stehen für Crux Sancti Patris Benedicti, also das Kreuz des heiligen Vaters Benedikt. Auf dem Kreuz selber das bekannte IHS (griechisch ΙΗΣ, die drei ersten Buchstaben des Namens Jesu, volkstümlich: Jesus-Heiland-Seligmacher) und als Buchstabenfolgen der Benediktus- und der Zachariassegnen. Zeichen und Buchstaben mit religiöser Bedeutung aufzuladen, hatte in der Kirche eine lange Tradition. Sie wiesen als sichtbare Zeichen auf etwas Unsichtbares, Heil und Heilung Bringendes hin.

Das Brevierl befand sich zusammengeklappt und verschlossen im Agnus Dei. Wer es trug, hat es wahrscheinlich nie geöffnet, man vertraute auf seine heilbringende Kraft. Die Buchstabenfolgen der lateinischen Texte und ihre Bedeutung hätten die meisten ohnehin nicht entziffern können.



Caravacakreuz mit Zacharias- und Benediktussegnen.

Anhang:

Was steht hinter diesen magischen Buchstaben?

Pestsegen

In Virtute hujus Signi Tau quo signati fuerunt Viri filii Israel et a morbo Epidemiae libera nos Deus noster. Jesu filii Dei miserere mei.

Durch die Macht dieses Zeichens Tau mit dem die Kinder Israel gezeichnet waren, erlöse uns unser Gott von der Krankheit der Pest. Jesus Sohn Gottes erbarme dich meiner.

Zachariassegen

Dieser Pestsegen geht auf Zacharias, den Patriarchen von Jerusalem (7. Jh.) zurück. Der Legende nach sollen Personen, die diese Beschwörungsformeln auf sich trugen oder an deren Häuser sie befestigt waren, von der Pest verschont worden sein.

+ Z + DIA + BIZ + SAB + Z + HGF + BFRS

7 Kreuze und 18 Buchstaben. Die sieben Kreuzchen stehen allesamt für Verse, die mit dem Wort Crux Christi (Kreuz Christi) und dem Kreuzzeichen beginnen. Jeder Buchstabe bezeichnet den Anfang eines lateinischen Spruches, oder einer Stelle aus dem Alten oder Neuen Testament, meistens war dem Spruch noch eine Anrufung gegen die Pest beigefügt.

+ Crux Christi salva nos. Das Kreuz Christi rette uns.

Z Zelus domus... Denn der Eifer für dein Haus hat mich verzehrt, die Verhöhnungen derer, die dich verhöhnen, sind auf mich gefallen. (Ps. 69, 10)

+ Crux vincit... Das Kreuz siegt, das Kreuz regiert, das Kreuz herrscht. Durch das Zeichen des Kreuzes befreie mich, Herr, von der gegenwärtigen Pest.

D Deus, Deus meus... Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, bleibst fern meiner Rettung, den Worten meines Schreiens? (Ps. 22, 2)

I In manus tuas... In deine Hand lege ich voll Vertrauen meinen Geist; du hast mich erlöst, Herr, du Gott der Treue. (Ps. 31,6)

A Ante coelum... Vor Himmel und Erde war Gott, und Gott ist mächtig genug, mich von der gegenwärtigen Pest zu befreien.

+ Crux Christi... Das Kreuz Christi ist mächtig, die Pest von diesem Ort und aus meinem Leib zu vertreiben.

B Bonum est... Gut ist es, schweigend zu harren auf die Hilfe des Herrn. (Klagel. 3, 26)

I Inclinabo cor meum... Ich neigte mein Herz deinen Gesetzen zu, sie zu halten auf ewig, bis ans Ende. (Ps. 119, 112)

Z Zelavi super iniquos... Denn ich habe mich über die Prahler ereifert, als ich das Wohlergehen der Frevler sah. (Ps. 73, 3)

+ Crux Christi fuget... Das Kreuz Christi wird die Dämonen in die Flucht schlagen; es möge schlechte Luft und die Pest wegtreiben.

S Salus tua... Ich bin dein Heil, spricht der Herr, ruf mich am Tage der Not; dann rette ich dich und du wirst mich ehren. (Ps. 50, 15)

A Abyssus... Flut ruft der Flut zu beim Tosen deiner stürzenden Wasser, all deine Wellen und Wogen zogen über mich hin. (Ps. 42, 8)

B Beatus vir... Selig der Mann, der auf den Herrn sein Vertrauen setzt, der sich nicht zu Aufdringlichen wandte und zu in Lüge Verstrickten. (Ps. 40, 5)

+ **Crux Christi...** Das Kreuz Christi, das früher in Schimpf und Schande gewesen, jetzt aber in Ehre und Ansehen ist, sei mir zum Heil und möge von diesem Ort den Teufel und verdorbene Luft und von meinem Körper die Pest vertreiben.

Z **Zelus honoris Dei...** Der Eifer für die Ehre Gottes möge mich umwandeln, bevor ich sterbe; und in deinem Namen errette mich von der Pest.

+ **Crucis signum...** Das Zeichen des Kreuzes möge das Volk Gottes und die, die auf es vertrauen, von der Pest befreien.

H **Haecce reddis...** Ist das euer Dank an den Herrn, du dummes, verblendetes Volk? Ist er nicht dein Vater, dein Schöpfer? Hat er dich nicht geformt und hingestellt? (5 Mos. 32, 6)

G **Gutturi meo...** Die Zunge soll mir am Gaumen kleben, wenn ich deiner nicht mehr gedenke, wenn ich Jerusalem nicht mehr erhebe zum Gipfel meiner Freude. (Ps. 137, 6)

F **Factae sunt tenebrae...** Von der sechsten Stunde an war Finsternis über dem ganzen Land bis zur neunten Stunde. (Luk. 23, 44)

+ **Crux Christi...** Kreuz Christi, beschütze uns und vertreibe die Pest von diesem Ort und befreie deine Diener von ihr, denn du bist gütig und mitleidig und von grosser Barmherzigkeit und wahrhaftig.

B **Beatus, qui...** Selig der Mann, der auf den Herrn sein Vertrauen setzt, der sich nicht zu Aufdringlichen wandte und zu in Lüge Verstrickten. (Ps. 40, 5)

F **Factus est Deus...** Da wurde mir der Herr zur Schutzburg, mein Gott zum Fels meiner Zuflucht. (Ps. 94,22)

R **Respice in me...** Wende dich mir zu und sei mir gnädig, denn ich bin einsam und arm. (Ps. 25, 16)

S **Salus mea...** Heile mich, Herr so bin ich geheilt, hilf mir, so ist mir geholfen; ja, mein Lobpreis bist du. (Jer. 17, 14)

Deutsche Textstellen aus der Bibel:
Einheitsübersetzung 2016

Benediktussegen

Nach dem heiligen Benedikt von Nursia (6. Jh.) benannt, fand er ab dem 18. Jh. weite Verbreitung. Er wurde auf Zettel geschrieben und wird noch heute als Benediktuspfeffrig oder Benediktusmedaille an Wallfahrtsorten wie Einsiedeln verkauft und geweiht. Er soll vor Alltagsgefahren, Unwetter, Krankheiten schützen, sowie bei Geburten und in der Sterbestunde Hilfe sein.

VRSNSMVSMQLIVB

Vade Retro Satana, Nunquam Suade Mihi Vana, Sunt Mala, Quae Libas: Ipse Venena Bibas
Weiche zurück Satan, führe mich niemals zur Eitelkeit. Böse ist, was du mir einträufelst: trinke selbst dein Gift.

CSSML NDSMD

Crux Sacra Sit Mihi Lux Non Draco Sit Mihi Dux
Das heilige Kreuz sei mein Licht, nicht der Drache sei mir Führer.

Quellen

- Moritz Boschung: Sensler Trachten, Beiträge zur Heimatkunde, Band 59, 1993/94
- Roland Halbritter: Amulette aus Papier zwischen Magie und Heilserwartung, Arbeitskreis Bild Druck Papier. Tagungsband Esslingen, 2002
- Hanspeter Niederberger/Christof Hirtler: Geister, Bann und Herrgottswinkel, Brunner Verlag, 2000
- Viktor R. v. Geramb: Eine rätselhafte Inschrift, Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Jahrgang 5, 1907

Ein denkwürdiges Schuljahr

Von Chantal Rudaz Favre,
Tafers, Schulleiterin
der Schulen Heitenried
und St. Antoni

Die Corona-Pandemie hat sich im Frühling 2020 auf alle Lebensbereiche ausgewirkt – auch auf die Schulen.

Die Lehrpersonen mussten von heute auf morgen ein Konzept für den Fernunterricht auf die Beine stellen. Mit Kreativität und Flexibilität gelang es ihnen, unter diesen aussergewöhnlichen Umständen zu unterrichten und dabei auch das Wohl des Kindes aus der Ferne im Auge zu behalten. Ein Erfahrungsbericht aus den Schulen Heitenried und St. Antoni.

Infolge der Corona-Pandemie rief der Bundesrat am Montag, 16. März 2020 für das ganze Land den Notstand aus – die Schulen wurden geschlossen. Wir alle erlebten dies zum ersten Mal. Nachdem wir am Freitagnachmittag vom 13. März 2020 knapp nach Unterrichtsende erfahren hatten, dass im Kanton Freiburg und in der ganzen Schweiz an allen Schulen der Präsenzunterricht eingestellt werden muss, versuchten wir mit Unterstützung der Elternräte noch bis zum Freitagabend alle Eltern und Schulkinder via Chats und Homepage zu informieren.

Verordnete Schulschliessung per 16. März 2020

Wir standen am Montag, 16. März 2020 vor einer noch nie dagewesenen Situation: Tag 1 des Fernunterrichtes für unsere Schulkinder, welche natürlich im Mittelpunkt all unserer Bemühungen und unserer Vorbereitungen waren. Alle Lehrpersonen stellten Dossiers, Lehrmittel, Aufträge und Arbeitsunterlagen für ihre Klassen bereit mit dem Ziel, am Donnerstag und Freitag der gleichen Woche den Kindern ihre benötigten Unterlagen mit nach Hause zu geben. Dazu erhielten die Eltern einen Brief mit einem Terminplan, woraus für sie ersicht-

lich war, zu welchem Zeitpunkt das Schulmaterial im Klassenzimmer abgeholt werden konnte. Die Zeitfenster waren so angelegt, dass pro Stunde nicht mehr als vier bis fünf Kinder vor dem Schulzimmer warten mussten und reihum nur ein Kind in der Klasse war, damit wir die strengen Schutzmassnahmen einhalten konnten.

Während dieser Woche erfassten wir ebenfalls die Homeoffice-Infrastruktur der Familien. Es zeigte sich, dass die meisten relativ gut ausgerüstet waren. Wo noch Bedarf war, haben sich die für die Informatik zuständigen Lehrpersonen um eine Lösung gekümmert. Erforderliche Geräte wurden den Familien von der Schule leihweise zur Verfügung gestellt.



Während des Fernunterrichts konnten die Unterlagen nur unter Einhaltung besonderer Massnahmen an der Schule abgeholt werden.

Alle Bilder Chantal Rudaz Favre



Die Lehrpersonen arbeiteten während des Lockdowns vorwiegend an der Schule und hielten auch in den Pausen den Abstand ein.

Fernunterricht statt Präsenzunterricht

Die Abgabe der Schulsachen verlief problemlos – alle Eltern und Kinder hielten sich an die Vorgaben und zeigten Verständnis und Geduld in dieser aussergewöhnlichen Situation. Für Kinder und Eltern, wie auch für die Lehrer und Lehrerinnen, war es zudem ein emotionaler Moment – war doch klar, dass wir uns alle eine Weile nicht mehr an der Schule treffen würden. Alle nutzten die Gelegenheit noch für ein kurzes persönliches Gespräch. Die Rückmeldungen zeigten, dass diese Möglichkeit von Eltern, Schülern und Schülerinnen sowie von den Lehrpersonen sehr geschätzt wurde.

Den Lehrpersonen gebührt für ihr Engagement ein besonderer Dank. Sie haben unter zeitlichem Druck mit viel Einfühlungsvermögen, Kreativität und pädagogischem Geschick für ihre Klassen, für jedes Schulkind, professionelle Unterlagen zusammengestellt – ob in Papierform oder auch auf der Plattform «Zum online Klassenzimmer» auf den Homepages unserer beiden Schulen Heitenried und St. Antoni.

Die Kinder hatten den Auftrag, sich rund zwei bis vier Stunden pro Tag (je nach Alter) mit Schulstoff zu beschäftigen. Da diese Situation für die Kinder sehr ungewohnt war, rieten wir den Eltern, ihren Kindern dazu genug Zeit – auch freie Zeit – zu lassen. Es wurden auch keine Prüfungen geschrieben;

unsere Schüler und Schülerinnen sollten nicht unter Druck geraten.

Ab der zweiten Woche der Schliessung standen die Lehrpersonen aller Klassen jeweils morgens von 8 bis 11.30 Uhr für Fragen und Anliegen unterstützend zur Verfügung. Dies konnte per Telefon oder auch per Mail sein. Auch eine Beratung im Klassenzimmer war nach telefonischer Absprache möglich. Bereits zu diesem Zeitpunkt haben wir Lehrpersonen das Lachen unserer Schulkinder, die Lebendigkeit des Alltags in den leeren Schulhäusern schon ziemlich vermisst. Die Schulteams der Schulen Heitenried und St. Antoni haben sich in diesen ersten Wochen täglich zur Lagebesprechung getroffen – draussen auf dem leeren Schulhof und natürlich mit dem erforderlichen Abstand. Der Austausch im Team war auch in dieser Zeit aus unserer Arbeit in der Schule nicht wegzudenken.

Die Eltern wurden während des Fernunterrichtes jeweils am Freitag durch die Schulleitung per Mail oder via Homepage informiert; dies, um die Woche und das Geschehene etwas zu schildern, zusammenzufassen und auch klärende oder weiterführende Informationen abzugeben. Die Lehrpersonen haben in den ersten Wochen mindestens einmal wöchentlich mit jedem Schüler, jeder Schülerin (oder deren Eltern) Kontakt aufgenommen, um zu erfahren, wie es ihnen beim Unterricht



Die Kinder blieben auch während der Coronazeit optimistisch.

zu Hause ergeht. Viele schöne, persönliche Gespräche sind dadurch zustande gekommen! Kinder, welche heilpädagogische Betreuung benötigen, konnten während der ganzen Zeit des Fernunterrichtes mit den Heilpädagoginnen Termine abmachen, damit sie die Erklärungen mündlich erhielten.

Osterzeit – Ferienzeit

Die Erziehungsdirektion Freiburg hatte entschieden, dass für den Fernunterricht derselbe Rhythmus beibehalten wird wie beim Präsenzunterricht. Demnach hatten alle Schüler und Schülerinnen der obligatorischen Schule vom 6. bis 17. April 2020 Osterferien. Wir gingen davon aus, dass dies für alle eine ungewöhnliche Zeit wird. Deshalb haben die Lehrpersonen auch für die Ferien Angebote aufbereitet, damit die Kinder bei Bedarf eine gewisse Struktur im Tagesablauf beibehalten konnten. Aber hinaus an die Sonne gehen, frische Luft tanken, im Wald spielen – möglichst in unberührter Natur – standen natürlich im Vordergrund!

Im normalen Schulalltag wird in der Zeit vor Ostern, vor allem im Kindergarten und an der Unterstufe, fleissig an Nestchen für den Osterhasen gebastelt. Damit die Kinder dies auch erleben durften, haben die Lehrerinnen des Gestaltens (früher Handarbeit) und des Kindergartens für jedes einzelne

Kind Bastelanleitungen und Material zusammengestellt, damit sie die Nestchen zu Hause anfertigen konnten. Natürlich hatten dann alle Schulkinder von Heitenried und St. Antoni eine süsse Überraschung in ihren Briefkästen – danke an die fleissigen Osterhasen!

Auch die Lehrpersonen und die Schule erhielten Post von den Kindern und den Eltern: Viele dankten für die Osterüberraschung, die erhaltenen Unterlagen, die Unterstützung der Lehrpersonen, welche sie zu Hause spüren; auch für die originellen Ideen wie zum Beispiel das Schlosslied, welches immer am Mittwochmorgen um neun Uhr vom Schloss her über Heitenried erschallte und die Kinder aus den Häusern lockte. Zum Start in die Osterferien organisierte das Schulteam gar Pick-ups und fuhr mit Musikboxen, aus denen das neue Schlosslied vom Gespenst Balthasar erschallte, durch Quartiere und Weiler. Nicht nur die Kinder hatten ihren Spass daran.

Schweren Herzen mussten wir zu diesem Zeitpunkt das von der Schule Heitenried geplante und vorbereitete Musical «Die sieben Perlen» absagen. Leider war es nicht möglich, dieses Projekt in der verbleibenden Zeit bis Mitte Juni noch umzusetzen sowie die erforderlichen Schutzmassnahmen einzuhalten.

Ende des Lockdowns für die Schulen

Der Bundesrat hatte am 17. April 2020 für die Wiedereröffnung der obligatorischen Schulen provisorisch den 11. Mai 2020 festgesetzt – vorausgesetzt die Fallzahlen der COVID-19-Erkrankten blieben auf dem erreichten tiefen Niveau. Damit war klar, dass die Schulen in der Schweiz wohl noch eine Weile geschlossen bleiben würden. So haben die Lehrpersonen ihre Klassen mit weiterem Schulstoff für zu Hause versorgt.

Nach den Osterferien – am Montag, 20. April 2020 – waren die Lehrpersonen dann wieder für ihre Klassen da. Sie nahmen mit allen Schülern und Schülerinnen beziehungsweise deren Eltern telefonisch Kontakt auf, um zu erfahren, wie es ihnen geht und um die Bedürfnisse der Klasse zu erfassen. Ab diesem Zeitpunkt stand vor dem Schulhauseingang täglich jeweils zu den Schulzeiten die Box «Depot Schulpost» bereit. Hier konnten die Schüler und Schülerinnen ihre Arbeiten, Dossiers, Unterlagen sowie die Bibliotheksbücher deponieren.

Am 29. April 2020 verkündete der Bundesrat, dass in der Schweiz ab dem 11. Mai 2020 der Schulunterricht wieder aufgenommen werden kann. Jedoch blieb es den einzelnen Kantonen überlassen, in welcher Form, ab welchem Zeitpunkt und für welche Schulstufen die Schule wieder starten soll.

Am 1. Mai 2020 informierte der Freiburger Erziehungsdirektor Jean-Pierre Siggen, dass die Freiburger Primarschulen und Kindergärten ihre Türen am 11. Mai 2020 wieder öffnen können – vorerst aber für zwei Wochen in Halbklassen. Somit hatten die Lehrpersonen Zeit, die Kinder an der Schule zu empfangen, Erlebtes auszutauschen, Fragen zu klären, die Schüler und Schülerinnen mit den Schutzmassnahmen vertraut zu machen sowie den behandelten Stoff während der Fernunterrichtszeit zu besprechen. Auch wurde den Kindern berichtet, welche Anlässe, Projekte, Rituale in den verbleibenden Wochen bis zu den Sommerferien noch möglich sind und welche nicht. Während dieser zwei Wochen fand kein Religionsunterricht statt. Auch der Unterricht für Sport und Musik sowie für Werken und Handarbeit erfolgten nicht nach Stundenplan.

Kinder, welche heilpädagogische Betreuung benötigen, erhielten spezifische Unterstützung. Logopädische oder schulpsychologische Therapien waren möglich.

Vom Fernunterricht zum Präsenzunterricht

Mit der Aufnahme des Präsenzunterrichtes endete der Fernunterricht: Dies bedeutete gemäss Empfehlung auch, dass die Schulkinder ab dem 11. Mai 2020 und bis Ende Schuljahr keine Arbeiten mehr nach Hause nahmen; auch Hausaufgaben wurden bis Ende Schuljahr nicht mehr erteilt. Gemäss Rückmeldungen aller Klassenlehrpersonen haben die Schüler und Schülerinnen im Fernunterricht ihre

Aufträge insgesamt sehr gut erfüllt und viel Neues dazugelernt. **Bravo – sie alle haben das toll gemacht!** Nicht zuletzt war dies dem enormen Engagement der betroffenen Eltern zu verdanken. Sie haben in dieser schwierigen und besonderen Lage grosses Verständnis gezeigt. Die gute Zusammenarbeit sowie ihr enormes Bemühen und die grosse Unterstützung, welche sie ihren Kindern zuteil werden liessen, waren beeindruckend.

Ab Montag, 25. Mai 2020 galt für alle Klassen wieder der reguläre Stundenplan. Dies beinhaltete auch den Turnunterricht, welcher pro Schulklasse wieder durchgeführt werden konnte – einzig Kontaktsportarten wie Fussball usw. sollten vermieden werden. Die Kinder durften bereits ab 7.50 Uhr das Schulhaus betreten und in die Garderobe laufen – die Schulhaustüre war immer offen. Damit es vor dem Eingang kein Gedränge gab, blieben die Schullocken ausgeschaltet.

Hygienemassnahmen im Schulalltag

Bis zum Ende des Schuljahres musste darauf geachtet werden, die Klassen im Schulalltag und im Unterricht möglichst nicht zu mischen. Deshalb verzichteten wir auch auf gemeinsame Anlässe. Trotzdem freuten wir uns sehr, dass endlich wieder alle Schulkinder zusammen in ihren Klassen waren. Und auch die Kinder freuten sich, wieder in die Schule kommen zu können – nicht zuletzt wegen ihren «Gspänli». Das Znüni musste jedes Kind aus dem eigenen Böxli essen – das traditionelle Schulzrüni am Mittwoch in St. Antoni oder der Geburtstagskuchen zum Teilen waren nicht mehr möglich. Schulreisen waren durchführbar, allerdings gab es dafür besondere Bestimmungen: nur ein Tag, im Klassenverband und nur im Schulkreis Heitenried–St. Antoni. Die Benützung von öffentlichen Verkehrsmitteln war nicht erlaubt. Die Lehrpersonen haben also Ausflüge zu Fuss oder mit dem Velo in der näheren Umgebung geplant und durchgeführt. Dank dem guten Wetter hinterliessen auch diese Schulreisen bleibende Eindrücke.



Die Boxen «Depot Schulpost» standen vor den Schulhauseingängen für das Rückgabematerial der Kinder parat.

Gemäss Hygiene- und Schutzkonzept, welches bis Ende Schuljahr für die Schulen galt, wurde empfohlen, dass die Schulkinder die Hände jeweils bei Schulbeginn morgens und nachmittags sowie vor und nach der Pause mit Seife waschen. Die Lehrpersonen mussten dies in den Schulalltag einbauen – denn richtiges Händewaschen dauert. Der Hauswart und sein Team haben im Schulhaus täglich mehrmals alle Klinken, Handläufe, Toiletten, Lavabos, Arbeitsflächen usw. gereinigt und desinfiziert. Die Schulkinder haben in den ersten beiden Schulwochen der Wiedereröffnung gelernt, ihren Arbeitsplatz selbständig zu desinfizieren. Auch für die Lehrpersonen galten natürlich diese Schutzmassnahmen – allerdings war es schwierig, die erforderliche Distanz beim Unterrichten einzuhalten: Bei den jüngeren Schulkindern, welche teilweise auf Hilfe – zum Beispiel beim Umziehen oder um einen Knoten zu lösen – angewiesen waren, musste oft auf die Distanzregel verzichtet werden und einfach nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt.



Schülerarbeiten aus dem Fernunterricht: Zurück an der Schule wurden diese zu einer Blume zusammengefügt.

Kranke Kinder mit Husten, Fieber oder sonstigen grippeähnlichen Symptomen mussten dringend zuhause bleiben. Erkrankte Lehrpersonen durften nicht unterrichten und mussten mit ihren Hausärzten Kontakt aufnehmen. Sie wurden relativ schnell zum Corona-Test aufgeboten – glücklicherweise fielen für unsere Schulkinder und Lehrpersonen bis Ende Schuljahr alle Tests negativ aus.

Ende eines denkwürdigen Schuljahres

Wir sind nun in der letzten Schulwoche angekommen und schliessen ein turbulentes Schuljahr mit ungewöhnlichen Ereignissen, einigen Enttäuschungen wegen der ausgefallenen Anlässe und Projekte, anstrengenden Momenten sowie immerwährenden Veränderungen und Massnahmen infolge Covid-19 ab. Aber auch ein Schuljahr mit Lehrpersonen, in die ich grosses Vertrauen habe, da sie sich während dieser besonderen Lage mit viel Fachwissen, Engagement und Kreativität flexibel auf den Fernunterricht umgestellt haben. Mit Schülerinnen und Schülern, die in dieser Situation stets aufgestellt und positiv blieben, sich vieles zugetraut und selbständig toll gelernt haben. Und mit Eltern, die für ihre Kinder das Lernen zuhause ermöglichten, uns Rückmeldungen gaben, bei uns Rat einholten und mit uns in gegenseitigem Respekt und mit Wertschätzung zusammengearbeitet haben.

Und eines haben wir in dieser Zeit wohl alle gelernt: Wir sollten stets flexibel und dynamisch bleiben!

Hinweis

Siehe auch Corona-Chronik.

MICHEL ROGGO

Die Geschichten hinter den Bildern

Von Ruth
Schmidhofer Hagen,
Tafers

1951 geboren, beginnt Michel Roggo zunächst hobbymässig zu fotografieren, wagt 1987 den Schritt in die Selbständigkeit und erarbeitet sich in den folgenden Jahren rasch weltweit einen Namen als Naturfotograf. In Zahlen bedeutet das: 150 Reisen, 20 000 publizierte Fotos, 40 Ausstellungen sowie Bücher, zahlreiche Vorträge und internationale Auszeichnungen. Viel aufschlussreicher als jede Aufzählung ist es jedoch, Michel Roggo einfach nur zuzuhören, wenn er von seinen Reisen, Erlebnissen und Begegnungen erzählt.

«Mein Motor ist der «Gwunder», an seltsamen Orten zu fotografieren. Ich liebe das, da bin ich absolut glücklich.» Ausgehend von einer Bildidee wendet er verschiedene Techniken – Fotografieren mit Fernbedienung, Kameras an Stangen, Schnorcheln, Drohnen – an. Im Alter von 62 Jahren lernt Michel Roggo auch noch das Tauchen. «Aber auch heute, mit sehr viel mehr Erfahrung und vielen technischen Möglichkeiten, bin ich sehr streng. Wenn ich den Auslöser drücke, muss das Bild stimmen.» Rückblickend auf dreissig Jahre Fotografie meint er: «Im Gegensatz zu früher bin ich heute wie ein alter Jazzmusiker. Der geht auf die Bühne und überlegt, was er spielen könnte. Ich kann es jetzt ruhig und entspannt angehen.»

Zwei Sensler im Grönlandeis

Der Helikopterpilot war skeptisch, aber Michel Roggo und Peter Gobet erklärten ihm, dass sie als Schweizer die Gletscherwelt, Eis und Schnee kennen und dass es keine Probleme geben werde. Der Pilot schüttelte den Kopf, setzte die beiden ab und flog wieder ab. Im Anflug hatte Michel Roggo einen Schmelzwassersee gesehen, an dem er arbeiten wollte. «Ich dachte, so in fünf bis zehn Minuten wären wir dort, dann haben wir aber über eine Stunde gebraucht.» Die Arbeit musste aber wegen plötzlichen massiven Schneefällen abgebrochen werden. «Das GPS hatte nicht funktioniert und Kompass hatte ich keinen dabei. – Bravo Roggo!» Mit etwas Glück und Intuition fanden sie das Zelt, inzwischen nur noch ein kleiner weisser Haufen. Schliesslich mussten die beiden 16 Stunden im Zelt ausharren, bis der Helikopter sie, wie vereinbart, abholte. «Übrigens: Der Helikopter war ein Bell 212; in der alten Maschine waren die Sitze nur mit Klettverschluss angemacht, wenn man mit offenen Türen flog, konnten die Sitze rausfliegen. Ich liebe solche Sachen!»



Michel Roggo im Basislager über dem Sermeq-Kujalleq-Gletscher.

Bild Peter Gobet



Braunbär beim
Rotlachs fischen im
Fluss Ozernaya.

Bilder M.Roggo/roggo.ch

Der schlafende Bär – Kamtschatka

«Ich sass in Moskau mit dem russischen Fotografen Sergey Gorshkov zusammen, als er sagte, «give me your computer», auf Google Maps Kamtschatka eintippte und sagte, «you go here with your system and take photos of salmon and bears.» Ein paar Monate später reiste Michel Roggo ohne weitere Informationen nach Moskau und dann noch zehn Flugstunden weiter nach Petropawlowsk-Kamtschatka.

«Meine Kontaktperson vor Ort meinte, «Freunde meiner Freunde sind auch meine Freunde». Ich musste einen ganzen Stapel kyrillische Dokumente unterschreiben – ohne zu wissen, was drin steht.» Und ein paar Tage später ging es weiter zum Kurilensee. «Ich war froh, dass ich nicht im Zelt schlafen musste, denn ein japanischer Fotograf, den ich kannte, wurde da von Bären gefressen.» Beim Fotografieren im Fluss traf Michel Roggo auf einen dominanten Bären. «Er hat meine Nähe akzeptiert, aber wir haben uns nie in die Augen geschaut.» Um den Bären und auch sich zu beruhigen, hat der Fotograf in Senslerdeutsch vor sich hin gebrummelt, «Ja, ja, oh. Ja, dasch a schöne feista Fisch, mmmhh. Mjam mjam.» Nachdem der 600-Kilo-Koloss im Flussbett sitzend circa zwanzig Lachse gefressen hatte, schlief er ein – der richtige Moment, den Auslöser zu drücken. «Das war schon irgendwie schräg.»



Wasserhyazinthe
und rote Heusenkräuter
in klarem Fluss
des Pantanal, Brasilien.

Der aquatische Garten Eden – Pantanal, Brasilien

Das südamerikanische Pantanal ist das grösste tropische Feuchtgebiet der Erde. Ein ortskundiger Führer brachte Michel Roggo an die Stelle, wo die BBC ihre bekannten Piranhas-Aufnahmen gemacht hatte. «Das Wasser ist kristallklar, 30 bis 35 Grad warm – da kann man stundenlang im Wasser bleiben, das ist ein grosses Glück.»

Im Pantanal hat Michel Roggo den aquatischen Garten Eden gefunden. «Die Landschaft über Wasser ist eigentlich sehr langweilig, aber die Explosion der Farben unter Wasser ist unglaublich. Diese Eindrücke erinnern mich an den Künstler Henri (Le Douanier) Rousseau. – Das ist vielleicht die schönste Unterwasserlandschaft, die ich je sah.»



Schmelzwassersee
mit Kryokonit, auf der
Oberfläche des
Gornergletschers.

Was macht Saharasand auf dem Gornergletscher?

2013 fotografierte Michel Roggo fast ein Jahr lang immer wieder auf dem Gornergletscher – im Winter, im Herbst, im Schmelzwasser und in Kanälen. «Es war unglaublich schön, aber das ist heute nicht mehr möglich.» Aufnahmen, die er 2017 vom Helikopter aus machen konnte, haben ihn sehr erschüttert. «Der Gletscher verschwindet mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, das bricht einem fast das Herz.» Aber auch heute tun sich noch unglaublich schöne Perspektiven und Ansichten auf. Angeweheter Saharasand, der durch Regen und Schmelzwasser ausgewaschen wurde, ergibt mit neuem Eis eine einzigartige Komposition. «Sahasanddünen auf dem Eis eines Schweizer Gletschers – das finde ich ziemlich verrückt.»



Gelbe Wasserlilie
im Murtensee.

Der Amazonas «vor der Haustür» – Murtensee

Von den drei Seen (Neuenburger-, Bieler- und Murtensee) hat es der Murtensee Michel Roggo besonders angetan, obschon er bei Tauchern als «trübe Pfütze» gilt. Unter den Seerosenfeldern konnte der Fotograf traumhaft schöne Aufnahmen machen. «Murtner wollten gar nicht glauben, dass die Fotos von hier sind. Sie meinten, das sei im Amazonas aufgenommen worden. Ich bin selber aus allen Wolken gefallen; das waren Momente von absolutem Glück, hier im Wasser zu sein.» Der Fotograf fühlte sich wie im Pantanal in Südamerika, wo er den «aquatischen Garten Eden» gefunden hatte. «Ich habe die Gewässer der ganzen Welt gesehen und entdeckte so etwas direkt vor der Haustür. Das war wirklich komplett überraschend.»



Blue Lake im Nelson-Lakes-Nationalpark, Neuseeland.

Wasser von Laborqualität bei den Maori – Neuseeland, Rotomairewhenua

Eigentlich wollte Michel Roggo im Te Waikoropupu fotografieren. Weil diese Quelle den Maori heilig ist, musste der Fotograf den Rat der Maori um Erlaubnis bitten. «Der blinde Häuptling hat mit seiner Frau am Wasser einen Ritus durchgeführt und der Göttin Huriawa erklärt, dass «Michel Fotos machen wird.»» Mit einem Polarisationsfilter an der Kamera durfte er schliesslich Fotos von der Wasseroberfläche aus machen – ohne dabei das Wasser auch nur berühren zu dürfen. «Es war traumhaft schön.» Später ergab sich die Gelegenheit, in einem anderen heiligen Gewässer der Maori dem Rotomairewhenua zu fotografieren. Dort herrschten sozusagen Laborbedingungen – kristallklares Wasser und eine Sichtweite von achzig Metern. Das klarste Wasser der Welt. «Ich bin überzeugt, dass die Maori gespürt haben, dass ich ihr heiliges Wasser respektiere. Nur deshalb durfte ich unter Wasser fotografieren.»



Schwarzer Kaiman
im dunkelroten Wasser
des Rio Negro.

Zahnschema eines Kaimans – Brasilien, Rio Negro

Schlagzeilen vom Amazonas berichten meist von verheerenden Waldbränden. Michel Roggo geht aber nicht dorthin, wo es brennt. «Ich will zeigen, was durch die Brände verloren geht.» Zusammen mit dem Führer hat der Fotograf auf einen besonders grossen schwarzen Kaiman gewartet. «Ich habe vom Boot aus die Kamera an einer langen Stange langsam ins Wasser gelassen, worauf der Kaiman zurückgewichen ist. Aber plötzlich hat es einen Knall gegeben und ich hatte nur noch eine angebrochene Fiberglasstange in der Hand – keine Kamera und kein Kaiman in Sicht.» Minuten später ragte ein Stück der Stange, wie ein Periskop, draussen im Rio Negro aus dem Wasser empor. Doch beim Annähern verschwand der Kaiman samt Kamera wieder in die Tiefe. «Dann haben wir aber das Gehäuse mit der Kamera im überfluteten Wald gesichtet und geborgen.» Resultat dieses Abenteuers sind 400 Fotos aus dem Maul des Kaimans, weil die Kamera jede Sekunde ein Foto machte. «Für mich ist das eine wunderbare Geschichte, aber es ist auch eine gute Lektion: «Roggo, sei etwas vorsichtiger.»»

Ein politisches Seilziehen zwischen Freiburg und Bern

Von Willy Dietrich,
Schmitten

Ohne viel Opposition verläuft die Fusion der bernischen Gemeinde Clavaleyres mit der freiburgischen Gemeinde Murten. So leicht lief es vor 200 Jahren nicht: Wie der Freiburger Schultheiss, Louis d’Affry, damals eine blutige Auseinandersetzung um einen Kantonswechsel verhinderte.

Die fünfzig Seelen zählende Gemeinde Clavaleyres, eine bisher bernische Exklave, hat nach mehrjährigen Fusionsverhandlungen entschieden, sich dem benachbarten Murten anzuschliessen, was einen Wechsel zum Kanton Freiburg erforderte.

Am 9. Februar 2020 stimmten die Freiburger und Berner Stimmberechtigten mit 96,2 beziehungsweise 89 Prozent Ja-Stimmen dem Kantonswechsel zu. Diese Volksentscheide bilden den Abschluss eines breit abgestützten demokratischen Prozesses, in bestem freundeidgenössischem Einvernehmen der beteiligten Gemeinden und Kantone. (Die Zustimmung des eidgenössischen Parlaments liegt noch nicht vor, dürfte aber eine Formsache sein.)

Beim letzten Kantonswechsel dieser Gemeinde vor über zweihundert Jahren war das anders: 1807 hätte die Auseinandersetzung um Clavaleyres und Münchenwiler zwischen Bern und Freiburg beinahe zu einem erneuten Eingreifen Napoleons oder zu einem eidgenössischen Bürgerkrieg geführt. Ein weiser Freiburger Schultheiss wusste dies im letzten Moment zu verhindern.

Wechselnde Herrschaftsverhältnisse im Mittelalter

Als einstige Siedlung aus der Latènezeit (ca. 450 v. Chr. bis 40 v. Chr.) versorgte Clavaleyres während der Römerzeit das benachbarte Aventicum. Im Mittelalter gehörte der Ort zum Cluniazenser Priorat Münchenwiler. 1484 – kurz nach den Burgunderkriegen – wurde Münchenwiler aufgrund eines päpstlichen Erlasses vom Berner Münsterstift einverleibt. Clavaleyres gehörte mit zum Kirchengut.

Zur gleichen Zeit wurde aus dem Murtenbiet eine bernisch-freiburgische Gemeine Herrschaft.

Nach wiederholten Reibereien zwischen Murten und Clavaleyres verfügte Bern 1527, dass künftige Gerichtshändel nicht mehr in Murten, sondern vor dem bernischen Gericht in Biberen auszutragen seien. Gegen den Willen Freiburgs führte Bern 1528 in der Gemeinen Herrschaft Murten die Reformation ein. Im Zuge dieser Auseinandersetzungen zwischen den beiden Ständen beanspruchte Bern auch die weltliche Herrschaft über Münchenwiler und Clavaleyres und verkaufte diese Aussenbesitze 1535 an seinen Schultheissen Hans Jakob von Wattenwyl. 1586 gelangte Clavaleyres (ohne Münchenwiler) in den Besitz des Berner Patriziers Markus Morlot und 1668 erneut in jenen der Familie von Wattenwyl.

1798, nach dem Einmarsch der Franzosen und dem Untergang des Alten Bern, wurden Clavaleyres und Münchenwiler zusammen mit dem umliegenden Murtenbiet dem Kanton Freiburg zugeschlagen.

Das Seilziehen zwischen Bern und Freiburg

Ab 1803, das heisst während der Mediationszeit, forderten die Einwohner von Clavaleyres und Münchenwiler den Wiederanschluss an Bern. Bern unterstützte dieses Begehren, gegen den Willen Freiburgs, an der Tagsatzung. Diese verweigerte einen Schiedsgerichtsentscheid und forderte die beiden Kantone zu einer gütlichen Einigung auf. Eine einvernehmliche Regelung kam allerdings nicht zustande. Der Freiburger Abgeordnete,

Schultheiss Louis d’Affry, berief sich auf einen Entscheid, den er selber 1803 als erster Landammann der Schweiz in dieser Angelegenheit getroffen hatte. Kraft seiner Vollmachten hatte er damals für die beiden Ortschaften den seit 1798 geltenden rechtlichen Status quo bekräftigt.

Die Tagsatzung von 1806 in Basel verzichtete erneut auf einen Schiedsspruch, weil ihr Freiburg die Zuständigkeit dafür absprach.

1807 unterrichtete Louis d’Affry Frankreich über den ungelösten Zwist. Dank seiner vermittelnden Tätigkeit während der Erarbeitung der Mediationsakte zählte er zu den engen Vertrauten Napoleons. Offensichtlich erhoffte er sich von ihm ein Machtwort zugunsten Freiburgs. Andererseits war ihm diese Angelegenheit höchst peinlich, weil er sich mit dem Berner Schultheissen Niklaus Rudolf von Wattenwyl und dem zu dieser Zeit amtierenden Landammann, Hans von Reinhard, persönlich ausgezeichnet verstand.

Die Démarche des Freiburger Schultheissen in Paris kam in der übrigen Eidgenossenschaft nicht gut an. Landammann Hans von Reinhard und der zu gleicher Zeit in offizieller Mission in Paris weilende Niklaus Rudolf von Wattenwyl bemühten sich fieberhaft, eine erneute militärische Intervention Frankreichs zu verhindern.

Napoleons Verzicht auf ein Eingreifen

Napoleon betrachtete die Eidgenossenschaft innerhalb seines Verteidigungsdispositivs als eine Art Pufferzone gegenüber Habsburg. Diese konnte aber nur funktionieren, wenn dort Ruhe und Ordnung herrschte. Aufgrund dieser Überlegungen hatte er als Konsul 1803 die Mediationsakte und damit eine Neuordnung der Eidgenossenschaft durchgesetzt. Nach Konsultation seiner Berater verzichtete Napoleon auf einen Einmarsch und erklärte die Angelegenheit Münchenwiler/Clavaleyres zur Verwaltungssache mit der Ermahnung, die Eidgenossenschaft solle sein Nichteingreifen «als neuen Beweis meines Wohlwollens» betrachten.

Freiburg gab nach

Trotz der Ermahnung Napoleons weigerte sich Freiburg weiterhin, sich einem Schiedsgerichtsverfahren zu unterziehen. Erst die Drohung von Landammann von Reinhard, eine Entscheidung notfalls gewaltsam durchzusetzen, brachte Freiburg an den Verhandlungstisch.

«Im übergeordneten Interesse des gemeinsamen Vaterlandes und der eidgenössischen Einigkeit», wie sich Schultheiss Louis d’Affry ausdrückte, nahm Freiburg an der Einigungskonferenz vom 10. bis 17. Dezember 1807 in Murten teil. Dort akzeptierte Freiburg dann auch den Schiedsspruch, wonach Münchenwiler und Clavaleyres in den Schoss des Kantons Bern zurückkehren durften. Sie wurden in den Verwaltungsbezirk des Amts



Clavaleyres an einem Frühlingsmorgen. Bilder Willy Dietrich



Laupen integriert (seit 2010 Verwaltungsregion Bern-Mittelland).

Beim Streit zwischen Bern und Freiburg ging es wohl weniger um einträglige Gebietsansprüche, sondern vor allem um die Ehre und das Prestige. Münchenwiler – immerhin mit einem Schloss – zählte nämlich zu jener Zeit nur rund zweihundert und Clavaleyres vierzig Einwohner. Vermutlich hatte Freiburg die «unfreundliche Annektion» der beiden Dörfer nach der Reformation noch nicht verdaut.

Das Nachgeben Freiburgs dürfte nicht zuletzt dem Friedenswillen Louis d’Affrys zu verdanken sein. Er handelte dabei im Widerspruch zur harten Haltung seiner Regierungskollegen. Er, der ungewollt beinahe ein militärisches Einschreiten Napoleons ausgelöst hatte, wollte unter allen Umständen einen kriegerischen Bruderzwist innerhalb der Eidgenossenschaft vermeiden. Die Eidgenossenschaft verdankte ihm dies 1809 mit einer erneuten Wahl zum Landammann.

Nach der Rückkehr zum Kanton Bern anno 1807 mussten alle Männer von Münchenwiler und Clavaleyres im Schloss Münchenwiler dem Regierungsstatthalter die Treue zum Kanton Bern schwören.

Diese untertänige Prozedur dürfte Clavaleyres nach seiner Rückkehr in den Kanton Freiburg mit Sicherheit erspart bleiben.

Quellen

- Georges Andrey und Alain-Jacques Czouz-Tornare: *Louis d’Affry, le premier Landamann de la Suisse*, 2012, Editions Slatkine Genève
- Anne-Marie Dubler: *Münchenwiler*, 2012
- Historisches Lexikon der Schweiz

Die Eisenbahn im Jauntal

Von Joseph Buchs, Freiburg,
Im Fang

Fehlt die Eisenbahn in Jaun? Diese Frage zu beantworten bringt nicht viel. Wenn um 1850 Bemühungen um den Bau einer Eisenbahn durch Jaun unternommen worden wären, also vor dem Bau der MOB (Montreux–Oberland Bernois), hätte sie vielleicht grössere Erfolgchancen gehabt als erst um die folgende Jahrhundertwende. In diesem Falle hätte Grace Kelly ihre Ferien vielleicht irgendwo im Jauntal verbracht und nicht im Gstaad, das sich dann ohne die MOB möglicherweise nicht so stark entwickelt hätte. Aber eben – mit wenn und hätte kommt man nicht weiter. Im Folgenden geht es darum festzuhalten, wie sich die Entwicklung der Eisenbahn nach und nach vollzogen hat.

Bis weit ins 19. Jahrhundert war das Jauntal für Fuhrwerke nur schwerlich befahrbar. Besonders der Abschnitt Broc–Charmey war äusserst mühsam. Entweder musste der steile Anstieg vom Jaunbach bei der nachmaligen Schokoladenfabrik zur Ruine Montsalvens erklimmen und dann der Javrobach tief unten überquert werden oder dann auf der andern Talseite am Fusse der Dent de Broc dem Jaunbach entlang (der Lac de Montsalvens wurde erst 1922 gestaut) gefahren werden, bis zu einem günstigen Übergang über den Motélonbach, um so Charmey und das obere Jauntal zu erreichen. Der Abschnitt Charmey–Fang war namentlich im Bereich der Gemeindegrenze, die noch bis zum Jahre 1956 auf den Karten mit Basses Eaux angeschrieben war, für schwere Überschwemmungen anfällig. Der Karrweg zwischen dem Fang und Jaun führte dem Jaunbach entlang, der damals natürlich nicht eingedämmt war und so seinen Lauf je nach Wassermenge auf der Talsohle frei wählte. In Jaun war Endstation des Weges, wenn von einem schmalen Weiterweg in Richtung Abländschen abgesehen wird. Und hier trat Guillaume Henri Dufour auf den Plan.

Guillaume Henri Dufour öffnet das Jauntal

Am 15. September 1787 in Konstanz geboren, kehrte Guillaume Henri Dufour 1789 mit seinen Eltern in die Heimatstadt Genf zurück. Den heutigen

Schweizern ist er vor allem als der von Siegern wie von Verlierern geschätzte General des Sonderbundskrieges (November 1847) bekannt. Seine Führungsmaxime an die unterstellten Kommandanten lautete damals: «Man muss aus diesem Kampf nicht nur siegreich hervorgehen, sondern auch ohne Tadel». 1876 war er aber auch Mitbegründer und erster Präsident des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes. Die Verwendung des roten Kreuzes auf weissem Grund, also die farbliche Umkehrung der Schweizerfahne als Symbol des IKRK, geht auch auf Dufour zurück.

An der Ecole supérieure d'application du génie in Metz (1809–1810) und dann auf der adriatischen Insel Korfu (1810–1814) bildete er sich im Kampf zwischen England und Frankreich als französischer Offizier zum Kartografen und Festungsbauer aus. In der Folge liess er die Dufourkarte der Schweiz im Massstab 1:100 000 erarbeiten, was den Namen Dufourspitze im Monte-Rosa-Massiv als höchsten Punkt der Schweiz (4634 Meter) zur Folge hatte. 1831 wurde mit dem Bau der Sperrstelle des Festungsgebietes in Saint-Maurice begonnen. Für das Konzept war massgeblich Dufour verantwortlich. Nach langjährigen Tätigkeiten als Chef der Schweizer Armee verstarb er am 14. Juli 1875 in Les-Eaux-Vives. Etwa 60 000 Menschen aus allen Teilen der Schweiz reisten anlässlich seiner Beisetzung nach Genf.

Für unsere Belange von Bedeutung ist die Tatsache, dass er 1819 an der Gründung der ersten eidgenössischen Militärschule in Thun beteiligt war und dort bis 1834 (in den letzten Jahren als Kommandant) tätig war. Dort unterrichtete er unter anderen Louis-Napoleon Bonaparte, einen Neffen von Kaiser Napoleon I., der selber als Napoleon III. später Kaiser von Frankreich war. Dufour blieb mit ihm auch später freundschaftlich verbunden.



Die Dufourstrasse im Kappelboden heute.

Bild Joseph Buchs

Dufour machte sich Sorgen, dass die Schweiz von fremden Mächten angegriffen werden und Mühe bekunden könnte, sich zu verteidigen. General Guisan hatte hundert Jahre später ähnliche Sorgen. Dufour sagte sich, die Deutschschweiz und die Westschweiz sollten sich abseits des Mittellandes gegenseitig beistehen können, um zu überleben. So kam er auf die Idee, eine Verbindung zwischen Bulle und Boltigen, ein Gebiet der Voralpen, zu schaffen und unternahm mit Teilnehmern seiner Militärschule Begehungen und Rekognoszierungen in diesem Gebiet.

Der Bau dieser Strasse war also nicht ein touristisches, sondern ein ausgesprochen militärisches Projekt. Markante Teile waren im Westen der Aufstieg von Bataille, im Mittelteil die Verlegung der Talstrasse zwischen dem Fang und Jaun an den Berghang der Schopfenspitzkette und im Osten der Übergang über den Bruch – wie der Jaunpass heute noch von den Einheimischen genannt wird – an-

stelle des Durchgangs durch die Chlus. Nach verschiedenen Verzögerungen konnte diese Strasse endlich 1878 dem Verkehr übergeben werden.¹ Aus den gleichen Gründen wie für die Strasse sprach sich Dufour 1856 für die Eisenbahnlinie über die Stadt Freiburg aus. 1873, zwei Jahre vor seinem Tod, setzte er sich – wieder aus militärstrategischen Gründen – vergeblich für eine Eisenbahn Bulle–Boltigen ein.

Die Dampfeisenbahn erreicht Freiburg

Die Eisenbahnpläne beschäftigten im 19. Jahrhundert viele Freiburger stark. Da war zuerst einmal der Bau der Eisenbahnlinie Bern–Lausanne. Sollte sie durch das Broyetal oder über die Stadt Freiburg führen? Wenn Letzteres: Sollte die Streckenführung über Bulle oder Romont gehen? Wie liessen sich diese gewaltigen Infrastrukturprojekte finanzieren? Diese Fragen bewegten die Bevölkerung von 1854 bis 1862.

1825 nahm die erste Bahnlinie in England ihren Betrieb auf. Auf dem Kontinent begannen Belgien, Frankreich und die deutschen Staaten mit dem Aufbau eigener Schienennetze. Die Schweiz war dagegen erheblich im Rückstand, gab es doch 1847 gerade einmal fünfzehn Kilometer Schienen (die Strecken Zürich–Baden und Basel–Saint-Louis). Erst die Gründung des Bundesstaates 1848 und die gute Konjunktur der Wirtschaft (1850–1860) ermöglichten den Ausbau eines dichten Schienennetzes in unserem Lande.

Als Folge der Niederlage der Sonderbundstruppen kamen im November 1847 die Radikalen in Freiburg an die Macht. Die Konservativen hatten alles Vertrauen verloren. Vom neuen Regime wurden die Verkehrswege als prioritär eingestuft.

Ziel war es, Freiburg aus seiner selbstgewählten Isolation im neuen Bundesstaat herauszuführen. Es konnte gar nicht anders sein, als dass die Männer, die von 1848 bis 1856 an der Macht waren, dem neuen Verkehrsmittel, der Eisenbahn, eine grosse Bedeutung beimessen. Nach langwierigen Absprachen standen sich für die Strecke Bern–Lausanne zwei Lösungen gegenüber. Das Waadtland unterstützte eine Linie durch das Broyetal, und Freiburg jene durch seine Hauptstadt. Die geopolitische Lage begünstigte Freiburg. Eine Eisenbahnlinie (Biel–Neuenburg–Yverdon–Lausanne) führte bereits am

¹ **Weitere Angaben:** Joseph Buchs: Befestigungen in der alten Grafschaft Greyerz, im Jahreshft 2010 des Vereins Historische Militäranlagen Freiburg/Bern



Die Grandfeybrücke heute, der Angelpunkt der Bahnen im Kanton Freiburg. Bild André Schneuwly

Jurasüdfuss entlang, was bedeutete, dass die zweite Linie an den Genfersee aus Gründen der nationalen Sicherheit im Landesinnern und durch Freiburg verlaufen musste. Der Konzessionsantrag aus Freiburg setzte sich im Nationalrat mit 59 gegen 47 Stimmen und im Ständerat mit 24 gegen 16 Stimmen durch (September 1856).

Offen blieb noch die Entscheidung: über Bulle oder über Romont? Die Strecke über Romont war sechs Kilometer kürzer. Ihre maximale Höhe war achtzig Meter tiefer als die Linie durch das Greyerzerland. Die Kosten sollten um vier Millionen Franken tiefer sein. So hatte sich der Kanton Freiburg eine Streckenführung gesichert, die seinen Interessen entsprach. Julien Schaller kann als «Begründer der Eisenbahn Bern–Freiburg–Lausanne» gelten. Er konnte sie aber nicht mehr als Staatsrat umsetzen, da die Radikalen bei den Grossratswahlen im Dezember 1856 vernichtend geschlagen wurden. Dies war das Ende des radikalen Regimes in Freiburg.

Es ging nun darum sicherzustellen, dass die Compagnie du Lausanne–Fribourg–Berne, im Besitze der Pariser Familie Rothschild, die Eisenbahnlinie auch wirklich baute. Die Linie hätte 26 Millionen Franken kosten sollen, wurde aber für 42 Millionen

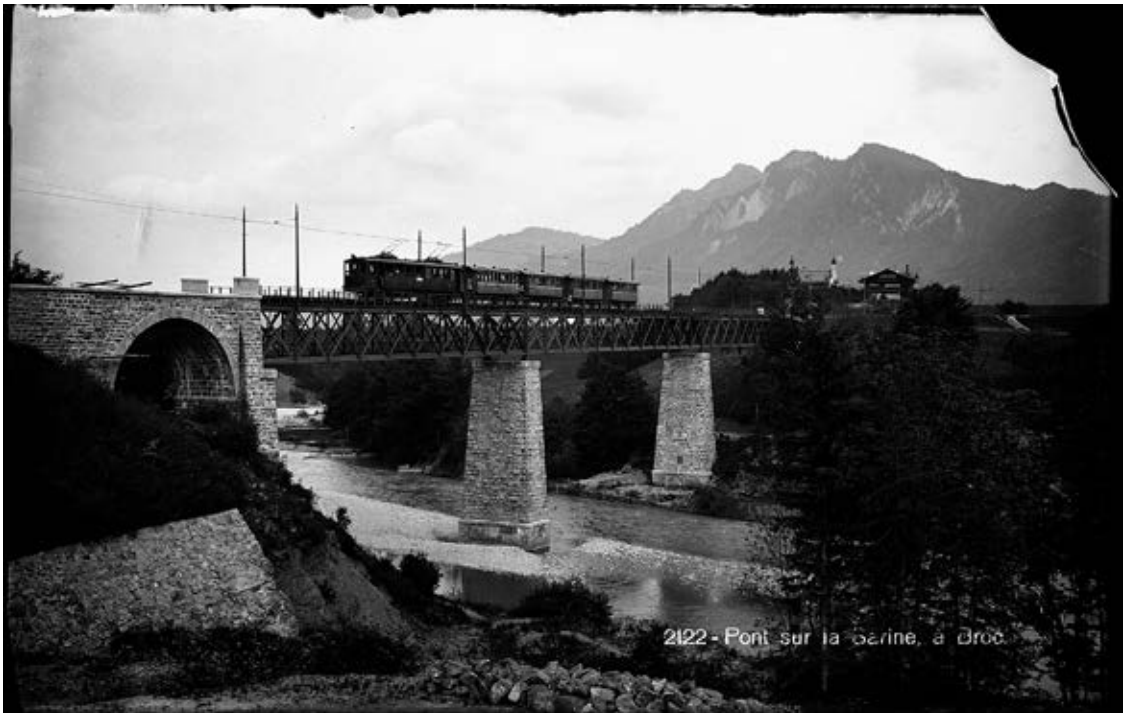
Franken gebaut. Mehrere Tunnels, immense Terrassierungsarbeiten und die Grandfey-Brücke führten zu grossen Mehrkosten. Die neue liberal-konservative Regierung musste diese Probleme bewältigen. Sie ernannte eine Eisenbahnkommission. Sie setzte sich zusammen aus dem neuen Staatsratspräsidenten Hubert Charles, dem Eisenbahnspezialisten Alfred von der Weid und dem früheren Staatsrat Julien Schaller. Nach verschiedenen finanziellen Schwierigkeiten, die mit kantonalen Mitteln behoben werden mussten, wurde die Strecke in ihrer Gesamtheit am 2. und 3. September 1862 eröffnet; dies nachdem nach der Fertigstellung des Grandfey-Viaduktes auch das kurze Teilstück Baliswil–Freiburg dem Verkehr übergeben werden konnte.

Normal- und Schmalspur nach Wirren im Greyerzerland

Das Greyerzerland hatte vergeblich gehofft, die Eisenbahnlinie Bern–Freiburg–Lausanne würde über Bulle führen. Nun ging es darum, das Beste daraus zu machen. 1858 lancierte Julien Schaller die Idee einer Abzweigung von der Strecke Freiburg–Lausanne in Romont nach Bulle. Diese Initiative war für das Unternehmen von Vorteil, leitete sie doch mehr Verkehr auf die Hauptlinie. Auch wenn das radikale Regime 1856 zu Ende gegangen war, wird die Linie Romont–Bulle noch heute als die Strecke der Radikalen bezeichnet, weil sie von einem Radikalen ins Leben gerufen worden war und weil sie noch heute als einzige in Bulle auf Normalspur angelegt ist. Im Januar 1865 übernahm die Gemeinde Bulle die Initiative zur Gründung einer diesbezüglichen Aktiengesellschaft und fand den englischen Unternehmer Charles Burn, der die Linie für 2,25 Millionen Franken bauen wollte. Nach verschiedenen finanziellen Schwierigkeiten konnte die Linie schliesslich fertiggebaut und am 28. Juni 1868 eingeweiht werden.

Nach mehreren Jahren der Ruhe in diesem Bereich wurden die Behörden gegen Ende des Jahrhunderts mit verschiedenen Plänen von regionalen Eisenbahnen angegangen. Im Vordergrund standen wirtschaftliche Aspekte (Holz, Kies, Elektrizität), aber auch touristische. Im Greyerzerland begann ein langer Kampf zwischen einem grossen interkantonalen Projekt Vevey–Bulle–Thun und einem bescheideneren Châtel–Bulle–Montbovon, welches schliesslich verwirklicht wurde.

Die Debatte wurde namentlich über die Presse ausgetragen. Auf der einen Seite war die *La Liberté*, welche als offizielles Blatt der konservativen Partei wie der katholischen Kirche schrieb und waltete.



Bahn um 1914 auf der Brücke über die Saane bei Broc. Bild Charles Morel/Musée gruérien Bulle

Auf der anderen Seite war einerseits Le Fribourgeois, das Blatt der unabhängigen konservativen Katholiken, die sich als ebenso gut katholisch sahen, und andererseits La Gruyère, das Blatt der Radikalen. Die Anhänger des mächtigen Staatsrates Georges Python, mehr im Unterland, wollten mit der La Liberté aus finanziellen Gründen eine Schmalspurbahn. Die Greyerzer mit den beiden andern Zeitungen dagegen setzten sich für eine «richtige» Eisenbahn ein und nicht (gemäss der französischsprachigen La Gruyère vom 24. August 1898) eine «Stössberlibahn»; das heisst, Normalspur und nicht Schmalspur. In diesen Streit mischten sich auch viele Pfarrherren auf beiden Seiten ein. Nicht nur der Bischof wurde eingeschaltet, sondern sogar Rom.

Leider konnten sich die unabhängigen Greyerzer nicht durchsetzen. Der erste Spatenstich erfolgte am 16. Februar 1900 zwischen Albeuve und Montbovon. Das kurze Verbindungsstück Châtel–Palézieux mit Anschluss an die Hauptlinie Freiburg–Lausanne war dagegen unbestritten. Das Teilstück Châtel–Vuadens wie jenes von La Tour-de-Trême–Montbovon wurden am 23. Juli 1903 in Betrieb genommen; Vuadens–Bulle wurde am 11. August 1904 eröffnet und am 21. November 1904 Bulle–La Tour-de-Trême, sodass nun die ganze Linie befahrbar war.

Schwierigkeiten bereiteten auch der oder die Bahnhöfe von Bulle. Die Verantwortlichen der Linie Bulle–Romont einerseits und jene der Linie Châtel–Bulle–Montbovon andererseits konnten sich nicht auf einen gemeinsamen Bahnhof einigen, sodass während längerer Zeit zwei Bahnhöfe nebeneinander, aber unabhängig voneinander in Betrieb waren.

Die Schokolade in Broc

1898 eröffnete Alexandre Cailler eine Milchsokoladenfabrik in Broc. Von zweihundert Mitarbeitern zu Beginn stieg die Anzahl der Beschäftigten in der Fabrik 1905 auf deren 1600 Angestellte. Allgemein war man der Meinung, dass sich eine Linie Bulle–Broc nur rechtfertigen könne, wenn sie einerseits sowohl für Personen- wie für Materialverkehr vorgesehen werden könne und wenn andererseits eine Fortsetzung der Linie bis mindestens Charmey ins Auge gefasst würde. Anfangs wurde auch befürchtet, dass diese Bahn jene von Châtel–Bulle–Montbovon konkurrenzieren würde. Zwischen 1904 und 1905 wurden so fünf verschiedene Eisenbahn-Konzessionsgesuche erarbeitet – für die Strecke La Tour-de-Trême (mit Anschluss an die Bahn Châtel–Bulle–Montbovon) und Broc mit möglichen Verlängerungen nach Charmey und weiter; teils für Normalspur und teils für Schmalspur.

Das erste Gesuch wurde am 18. Juni 1904 von Alfred Cattat, Architekt in St. Gallen, eingereicht und betraf eine elektrische Bergstrassenbahn auf Schmalspur, die Bulle über den Jaunpass mit Boltigen verbinden sollte. Sie sollte gemäss dem Autor 7,95 Millionen Franken Baukosten verursachen. Architekt Emch von Bern reichte am 24. Januar 1905 ein zweites Gesuch für eine elektrische Schmalspurbahn Bulle–Broc–Jaun–Zweisimmen mit Anschluss in Broc nach La Roche ein. 1906 änderte er sein Gesuch ab für eine Bahn von Bulle nach Boltigen und sah zwei Abschnitte vor: Normalspur von Bulle nach Broc (5,2 km) und Schmalspur von Broc (Schokoladenfabrik) bis Boltigen (27 km). Das dritte Gesuch vom 30. Januar 1905 von Grossrat Auguste Barras und Mitunterzeichnern betraf eine elektrische industrielle Schmalspurbahn von La Tour-de-Trême zur Schokoladenfabrik in Broc (4 km) für 430 000 Franken. Das vierte Gesuch vom 15. Mai 1905 von Grossrat Alfred Reichlen und Mitunterzeichnern für eine elektrische Schmalspurbahn, angeschlossen an die Bahn Châtel–Bulle–Montbovon zur Schokoladenfabrik (4,6 km), mit Möglichkeit einer Weiterführung nach Charmey, sollte 590 000 Franken kosten. Ein fünftes und letztes Gesuch vom 13. Oktober 1905



Alexandre Cailler (1866–1936), Leiter der Schokoladenfabrik Broc und Nationalrat.

Bild Archives Historiques Nestlé, Vevey

Erst 1908, nachdem er das allgemeine kantonale Studienprogramm für die verschiedenen Eisenbahngesuche verabschiedet hatte, sprach sich der Staatsrat für das Schmalspurprojekt Bulle–Broc, eingegliedert in die andern Greyerzerbahnen, aus. Der Bundesrat erteilte in der Folge am 26. März 1909 die entsprechende Konzession.

Zwischen dem konservativen Freiburg und dem radikalen Bulle entbrannte ein starker Streit über die Finanzierung dieser Bahn, der über die entsprechenden Zeitungen La Liberté und La Gruyère ausgetragen wurde. Python hielt bei Gelegenheit fest, dass die Bahn Bulle–Broc gebaut worden sei, um die Greyerzerbahnen als Ganzes finanziell zu retten. Nachdem der Grosse Rat am 11. Mai 1910 beschlossen hatte, für den Bau der Bahn Bulle–Broc einen Beitrag von 305 000 Franken zu leisten, wurde dieser gegen Ende des be-

treffenden Jahres in Angriff genommen. Am 29. Januar 1912 wurde der Abschnitt Bulle–Les Marches dem Verkehr übergeben und am 25. Juni 1912 das verbleibende Stück.

Die Eisenbahn in Charmey und sogar in Jaun?

Anlässlich der Erteilung einer Konzession für die Bahn Bulle–Broc und auch später während der eigentlichen Bauarbeiten blieb immer eine Weiter-



Bahnhof und Schulhaus Broc um 1919. Bild Charles Morel/Musée gruérien Bulle

vom Schokoladenfabrikanten Alexandre Cailler und Mitunterzeichnern betraf eine Normalspurbahn von Bulle zur Schokoladenfabrik mit möglicher Verlängerung bis Zweisimmen. Zwei Varianten wurden zur Wahl gestellt: eine über Bouleyres–Morlon (6,2 km) für 1,23 Millionen Franken und eine über La Tour-de-Trême (5,2 km) für 1,38 Millionen Franken.

führung dieser Bahn im Gespräch. Das Jauntal sollte aus seinem Dornröschenschlaf geweckt und wenn möglich mit Boltigen oder Zweisimmen verbunden werden. Nachdem die MOB 1904 Château-d'Oex erreichte und so dem Waadt-länderteil des Greyerzerlandes immer zahlreichere Engländer und dank der schon 1893 eingerichteten Zentralheizungen auch andere Touristen brachte, sollte sich auch das Jauntal entwickeln.

Für eine Eisenbahnverbindung von Bulle mit Boltigen (mit Anschluss an die MOB) sprachen wie schon erwähnt neben touristischen auch wirtschaftliche Gründe. Genannt wurden dabei drei bedeutende Viehmarktorte: Bulle, Erlenbach und Thun. Gedacht wurde auch an den Holzhandel, die Kies- und Marmorgruben usw. Auch die militärischen Gründe von Guillaume Henri Dufour für die Strasse wurden wieder für die Bahn ins Feld geführt.

Am 28. März 1905 hatte Kantonsingenieur Amédée Gremaud zu einem der verschiedenen Konzessionsgesuche eine Stellungnahme zu Handen des Staatsrates abzugeben. Es ging um ein Gesuch für eine Bahn, die zwischen Bulle und Reidenbach der Strasse zu folgen hatte. Die Kosten waren für den Teil Bulle–Kappelboden (23 km) auf 2,875 Millionen Franken und für den Teil Kappelboden–Reidenbach (14,5 km) auf 5,075 Millionen Franken veranschlagt. Die Strasse von 5 Meter Breite im Tal und 4,8 Meter am Berg erachtete er als zu eng für eine Strassenbahn, also einer Bahn neben oder auf der Strasse; ebenfalls die Brücken über den Jaunbach und den Javrobach. Die Baukosten wären im Vergleich zur Rentabilität zu hoch. Entgegen anderslautenden Ansichten werde die Strasse gemäss ihm nur schwach benutzt. Während der guten Jahreszeit könnte es einige Touristen geben, aber während zwei Dritteln des Jahres würden kaum Leute gesehen, die sich ins Jauntal verirren würden. Einige Postautokurse hätten deshalb schon eingestellt werden müssen. Aus den vorerwähnten Gründen gab der Kantonsarchitekt deshalb ein negatives Gutachten ab. Auf dieser Grundlage entschied sich der Staatsrat gegen eine Weiterführung der Eisenbahn im Jauntal und somit blieb und bleibt die Bahn in Jaun ein Traum.

In Charmey, um nicht zu sagen in Galmis, wurde erwartet, dass die Bahn kommen würde. Sonst wäre nicht schon 1909 ein Haus im Stil der ver-



Haus in Charmey, das 1909 im Stil der Greyerzer Bahnhöfe als Bahnhof für die geplante Bahn gebaut wurde. Es trägt noch heute die Anschrift «Gare de Charmey». Bild Joseph Buchs

schiedenen kleineren Bahnhöfe des Greyerzerlandes gebaut worden, das noch heute die Anschrift «Gare de Charmey» trägt.

In Jaun selber sind aber meines Wissens keine Spuren anzutreffen, die auf eine erwartete Eisenbahn hinweisen würden.

Zum Autor

Der Autor Joseph Buchs ist Im Fang aufgewachsen. Von 1968 bis 1999 war er Leiter der Abteilung für die deutschsprachigen Kindergärten, Primar- und Orientierungsschulen der Erziehungsdirektion Freiburg.

Joseph Buchs nutzt in seinem Text über die Eisenbahn im Jauntal für gewisse Formulierungen die lokale Ausdrucksweise der einheimischen Bevölkerung. So schreibt er *im Gstaad* (nicht *in Gstaad*) und *Fang* (nicht *Im Fang*). Der Bezirkshauptort *Châtel-St-Denis* wird hier mit *Châtel* bezeichnet.

Quellen

- Buchs Victor: La construction des chemins de fer dans le canton de Fribourg, Fribourg 1934
- Maison Gaston: Les chemins de fer en pays fribourgeois, Aigle 1977
- Bugnard Pierre-Philippe: Le machiavélisme de village, Lausanne 1983
- Dorand Jean-Pierre: Chemins de fer et régions dans le canton de Fribourg, Fribourg 1980
- Idem: Die Dampfeisenbahn erreicht Freiburg, Staatsarchiv Freiburg 2012
- Roulin Nicolas: La question des chemins de fer régionaux à Fribourg, Fribourg 1987
- Seydoux José: Cinquante ans en bonne compagnie, Fribourg 1992

Von Roland Mülhauser,
Schmittgen

Eine besondere Grabplatte bei der Kirche in Schmittgen

Vor dem Haupteingang der Kirche von Schmittgen ist eine Grabplatte gut sichtbar. Die Beschriftung ist in den über hundert Jahren unleserlich geworden und kaum jemand weiss, welches Schmittgener Pfarrkind hier der gesegneten Erde übergeben worden ist. Da früher die Pfarrherren in der Kirche beerdigt wurden, glauben die meisten, es sei die letzte Ruhestätte eines geistlichen Würdenträgers. Doch dem ist nicht so!

Und wer ist nun in Schmittgen beim Haupteingang der Kirche beerdigt? Naheliegender wäre ein Kirchenmann. So ruhen in Schmittgen unter dem Chor die ehemaligen Pfarrherren Johann Baptist Helfer, Alfons-Cesar Dollmann und Johann Nösberger. Laien kam die Ehre, eine Grabstätte in der Kirche zu erhalten, ganz selten zu. Doch es ist weder ein Pfarrer noch ein Dekan, auch nicht ein verdienter Politiker oder Künstler. Es ist die letzte Ruhestätte des Johann Josef Wider, Wirt in Schmittgen. Wie kam er zu solchen Ehren? Das ist wahrlich eine turbulente Geschichte.

Ein Kaplan und ein kranker Wirt

Versetzen wir uns 140 Jahre zurück. Schmittgen war noch keine eigene Pfarrei und keine eigene Gemeinde, sondern gehörte zu Düdingen. Alle Taufen und Beerdigungen wurden dort abgehalten. Schmittgen hatte eine Kapelle, die aber von Düdingen aus bedient wurde. 1766 wurde die Kaplanei errichtet und in der Folge wohnte der Kaplan in Schmittgen.

1869 kam Johann Baptist Helfer von Rechthalten als Kaplan nach Schmittgen. Er war in Lanthen aufgewachsen, besuchte die Schule Schmittgen und studierte darauf in Rom. Kaplan Helfer war die treibende Kraft für die Gründung einer eigenen Pfarrei. Nach und nach bereitete er alles dazu vor, weil er unbedingt wollte, dass Schmittgen eine selbständige Pfarrei wird. Er sammelte einflussreiche Leute um sich und arbeitete unermüdlich an

seinem Werk. So konnte er auch den Dorfwirt für seine Sache gewinnen. Johann Josef Wider war ein geachteter und wohlhabender Mann. Der Kaplan hatte bereits 1883 Pläne für einen Friedhof. Wider hatte ihm versprochen, er werde das notwendige Land dazu geben und die Einfriedung bezahlen. Im gleichen Jahr erkrankte der Wirt ernsthaft. Nach dem Empfang der Sterbesakramente übergab er dem Kaplan 400 Franken für den Friedhof. Sobald es Johann Josef Wider wieder etwas besser ging, besuchte ihn Kaplan Helfer. Er schrieb darüber: «Mir kam der Gedanke, er könnte unserer Kirche einen grossen Dienst erweisen, sei aber dafür eines ehrenvollen Gegendienstes auch wert. Ich sagte ihm, wenn er der Kirche zu Gunsten einen namhaften Betrag wage, und er wünsche in Schmittgen beerdigt zu werden, so werde ich bei den zuständigen Behörden die zu dem Zwecke nötigen Schritte tun. Auf seine freudig entschlossene Zusage schrieb ich Hochw. Herrn Bischof das Bittgesuch in der Absicht, mit der bischöflichen Erlaubnis in der Hand bei den weltlichen Behörden leichter Eingang zu finden.» Kaplan Helfer bittet nun inständig um die Zustimmung und schliesst sein Schreiben an die weltlichen Behörden: «In Zuversicht, Billigkeitssinn werde über Engherzigkeit und Missgunst den Sieg erringen.»

Bereits am folgenden Tag erklärte Gemeindeglieder Stucky von Düdingen Annahme und Bewilligung, bemerkte aber abschliessend: «Ausdrücke wie Engherzigkeit und Missgunst könnten Sie sparen.»

Ein Pfarreipräsident will vereiteln

Im Juli 1883 schrieb Kaplan Helfer: «So war schliesslich die Sache sichergestellt. Allein gegen Unverstand und Missgunst kämpfen selbst die Götter vergebens.» Der Pfarreipräsident Peter Alois Jungo in Galmis wusste durch seine Intrigen alles wieder zu vereiteln. Das geschah in folgender Weise: Im Spätherbst besuchte er Johann Josef Wider und lenkte das Gespräch auf die Beerdigungsangelegenheit in einer Weise, die nicht amtlich, aber verfänglich zu nennen ist. Der Wirt, zeitweilig bei mangelhaftem Bewusstsein, gab die unkluge und nicht ganz der Wahrheit entsprechende Antwort: Er selber habe nichts versprochen, es sei Sache seiner Familie, die zahlen müsse für eine Beerdigung in Schmitten, oder eben nicht.



In der ersten Zeile ist noch der Name J. JOS. WIDER zu entziffern. Der Rest ist über die Jahre unleserlich geworden. Bild Trudi Schneuwly

Pfarreipräsident Jungo unterrichtete nun sofort den Staatsrat dahingehend, Johann Josef Wider wolle nichts von einem Beerdigungsvertrag wissen. Der Staatsrat glaubte ihm aufs Wort und nahm die gegebene Erlaubnis zurück. Kaplan Helfer teilte den neusten Stand der Dinge der Familie mit. Er wollte nicht als Lügner und Fälscher verschrien werden. Die Übereinkunft wurde nochmals formuliert und von der Gattin Maria Wider, dem kranken Johann Josef und dem Sohn Johann unterschrieben. Diese Erklärung schickte der Kaplan an den Staatsrat mit der Frage, ob es nicht billig wäre, den Beschluss vom 10. Oktober 1883 zurückzuziehen und jenen vom 10. Juli 1883 wieder in Kraft zu setzen. Darauf antwortete der Staatsrat, er könne keinen neuen Entscheid fassen, bis der Pfarreirat Annahme beschlossen habe. Kaplan Helfer schreibt später: «Ganz verblüfft war ich daher, als mir am 12. Oktober vom tit. Oberamt ein Schreiben zukam, wodurch der hohe Staatsrat mit Beschluss vom 10. Oktober jene Erlaubnis zurückzieht. Ich habe jene mir unbegreifliche Zurücknahme der Beerdigungserlaubnis Hr. Wider und seiner Familie mitgeteilt, falls sie nicht beim Versprechen bleiben wollen, fordere ich, um nicht als Lügner dazustehen, schriftliche Erklärung, sie haben damals ausdrücklich zugesagt in Gegenwart und mit voller Zufriedenheit des Vaters. Sie erklärten nun, nicht nur damals die Bedingungen angenommen zu haben, sondern auch dabei bleiben zu wollen.»

Mit den Unterschriften zweier Zeugen schickte Helfer das neue Abkommen ans Oberamt, welches dieses wieder zurückschickte mit der Begründung, der Pfarreirat als gesetzlicher Eigentümer des Bodens, auf welchem das Grab des Herrn Wider zu machen sei, müsse Annahme der von der Familie Wider gemachten Bedingungen erklären.

Ein gutes Ende

Die Antwort auf eine Bittschrift liess den ganzen Winter auf sich warten. Man hoffte, der Wirt werde indessen sterben und in Verlegenheit und Mangel an Zeit würde dann die Verwirklichung seiner Bestattung in Schmitten unmöglich.

Im März 1884 wurde vom Pfarreirat beschlossen, die Bedingungen der Familie Wider anzunehmen. Danach hätte die Familie in Jahresfrist vom Todestage ihres Vaters an, zu den bezahlten 400 Franken noch 1600 Franken am Kapital der Kirche Schmitten zu bezahlen.



Die Pfarrkirche Schmitten, wo unter dem «Schirm» (Vordach) die Grabplatte zu finden ist. Bild Trudi Schneuwly

Indessen ging es Vater Wider immer schlechter. Am 5. April 1884, nach einjähriger, schmerzlicher Krankheit, verschied er ohne Todesangst. Die Familie wünschte, beim Beerdigungsvertrag zu bleiben. Am Sonntag, 6. April fuhr der Kirchenpfleger Ulrich Waeber mit Josef und Johann Wider, den Wirtssöhnen, zu Pferd und Wagen nach Tafers aufs Oberamt. Während der Oberamtmann mit den Söhnen Wider nach Freiburg fuhr, holte Ulrich Waeber in Düdingen den Pfarreipräsidenten Peter Alois Jungo ab, der nochmals versuchte zu vereiteln, dass Johann Josef Wider in Schmitten beerdigt werde. Er trommelte in der Sonntagsfrühe den Pfarreirat zusammen, obwohl die Sache bereits ausgemacht war. Der Staatsrat erteilte die mündliche Erlaubnis, die schriftliche folgte am 11. April 1884. In der Übereinkunft heisst es: «Der Pfarreirat von Düdingen überlässt und übergibt den Hinterlassenen des schon benannten J.J. Wider sel. unterm Schirm (Vordach) beim Eingang in die Kapelle von Schmitten den Platz, damit sie dessen Leiche dort nach Vorschrift des Bundesgesetzes beerdigen können.»

Die Beerdigung fand am 7. April 1884 in Schmitten statt. Dazu schreibt Kaplan Helfer: «So ist nun die Sache abgetan, obwohl die ausgestreuten Gerüchte, der Bundesrat werde die Freiburger Regierung zwingen, die Leiche nach Düdingen zu schaffen, sogar dem Herrn Pfarreipräsidenten die schlecht verheimlichte Hoffnung machte, die Freude der Schmittner könnte noch ins Wasser fallen.»

1898 wurde die heutige Pfarrkirche eingeweiht. Die Wirtsfamilie kaufte später die alte Kapelle. Der Leichnam des Johann Josef Wider, der beim Eingang der Kapelle ruhte, wurde exhumiert und am heutigen Standort beigesetzt.

Quelle

- Joh. Bapt. Helfer, erster Pfarrer von Schmitten: «Geschichte u. Protocoll der Pfarreierrichtung Schmitten von 1882 bis 1896»

Das bedrohte Paradies

Von Louis Riedo, Freiburg

Der Breccaschlund oberhalb des Schwarzsees gehört zu den mythischen Urlandschaften des Sensebezirks. 1996 wurde das Alpental in das «Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler» aufgenommen und erhielt vom Bund einen Schutzstatus. Im von Gletschern geschaffenen Hochtal begegnen sich bis heute die Interessen von Naturschutz, Landwirtschaft und Tourismus. Ein Rückblick auf 25 Jahre Landschaftsschutz in der Brecca.

In German Kollys Erzählsammlung «Sagen und Märchen aus dem Senseland» gehört der Breccaschlund zu jenen mythischen Landschaften, in denen sich fantastische Fabelwesen tummeln und sich allerlei Übernatürliches ereignet. Die Handlung der Sage «Die Schlangenbeschwörung» zum Beispiel spielt sich komplett im Breccaschlund ab und beginnt bereits mit einer geradezu märchenhaften Beschreibung des Alpentals:

«Auf der Südseite des Schwarzsees, zwischen den Felsenhauptern der Rippafluh und Spitzfluh liegt der Eingang zum Breccaschlund. Er ist eines unserer schönsten Alpentäler. Auf drei Seiten wird er von hohen Gipfeln gesäumt; Bremingard, Patraflon, Schopfenspitze und Körbliflüh sind die bekanntesten unter ihnen. Die Weiden reichen mancherorts bis an die Felsen hinan und sind mit weissen Kalksteinblöcken übersät, zwischen denen würzige Gräser wachsen und mannigfaltige Blumen blühen. Ein guter Weg zieht sich durch das ganze Tal, bald durch duftenden Tannenwald, bald durch blumige Wiesen führend, an Berg- hütten vorbei, die von knorrigen Ahornen beschattet werden.»

Schon vor hunderten von Jahren sei die Brecca «den Hirten ein Paradies» gewesen, erzählt die Sage weiter, «die Kühe gaben überreichlich Milch. Keller und Garten füllten sich mit fettem Käse und überreichlich Butter». Doch plötzlich zogen dunkle Wolken über dem Breccaschlund auf: «Der Reichtum machte die

Hirten stolz. Da schlich sich die Schlange ins Paradies und vermehrte sich von Jahr zu Jahr», so die Sage. Noch heute erzählen sich die Sensler von der apokalyptischen Schlangenpest, die die Brecca plötzlich aufgesucht haben soll. Um dieser alttestamentarischen Plage Herr zu werden half nur eins: Ein Mönch aus dem Kloster Altenryf trieb der Brecca mit Gebeten die Schlangen aus und versenkte die zischelnde Brut im Schwarzsee. Nach getaner Arbeit hinterliess der Gottesmann schliesslich einen Fussabdruck im Stein – als Schutzzeichen und Mahnung für die Zukunft.

Gefahren der modernen Welt

In der Realität des 20. und 21. Jahrhunderts blieb der Breccaschlund verschont von derlei teuflischen Gefahren. Und doch ist das Naturparadies noch



Ahorne als Markenzeichen des Breccaschlunds. Bild Archiv Lib./Charly Rappo



Bei der Marbach-Brecca. Bild Archiv Lib./Charles Ellena

heute bedroht: Die Schlangen der Gegenwart sind die Gefahren der modernen Welt: Artensterben, Verschmutzung, überintensivierter Tourismus. Um die Brecca vor diesen Gefahren zu schützen und das Alpental in seiner Ursprünglichkeit zu erhalten, nahm der Bund die Urlandschaft vor 25 Jahren in das «Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler» (BLN, siehe Kasten) auf. Dadurch erhielt die Brecca einen gewissen Schutzstatus. Das Hauptziel des BLN besteht darin, die Brecca im Zustand von 1996 zu erhalten. Doch der Weg hin zu diesem Schutzkonzept war ein durchaus steiniger. «Der Breccaschlund ist eine Naturperle der Voralpenregion», sagt Otto Kolly. Der pensionierte Biologie- und Chemielehrer und Fachdidaktiker für Biologie gehört zu den wichtigen Protagonisten, die die Aufnahme des Breccaschlunds in das BLN damals aufgegleist haben. «Der Schlund ist ein in sich geschlossener Kessel. Darin hat es alles, was unsere Voralpen an Naturdenkmälern zu bieten haben. Es gibt Stellen in der Karstlandschaft der Brecca, die einfach traumhaft schön sind», schwärmt Kolly.

Startschuss in einer Zeit der Umwälzungen

Für den gebürtigen Liebistorfer Kolly begann der Einsatz für den Breccaschlund bereits zu Beginn der 1980er-Jahre. Damals stand die ökologische Bewegung in der Schweiz in ihrem vorläufigen Zenit: Es wurde intensiv über das Waldsterben diskutiert, AKW-Gelände wurden medienwirksam besetzt und die Grünen machten sich auf, in Bundesbern eine ernsthafte Rolle zu spielen: «Diese Bewegungen und der Zeitgeist der 1980er-Jahre haben entscheidende Vorarbeit dafür geleistet, dass die Brecca später ins BLN aufgenommen wurde», zeigt sich Kolly überzeugt. Mitten in dieser Zeit der Umwälzungen setzte sich der Landschaftsschützer für eines seiner grössten Projekte ein: das Naturschutzgebiet Auried bei Kleinbödingen, das in der Folge zu einem Vorbild für den Schweizer Naturschutz der 1980er-Jahre werden sollte. «Wir hatten die grössten Arbeiten für Auried gerade abgeschlossen und ich konnte von diesem Erfolg viel Rückenwind in das nächste Projekt mitnehmen», erinnert sich Kolly. «Dass wir diese Auenlandschaft der Natur zurückgeben konnten, hat mir gezeigt, dass die Zeit reif war für solche Vorhaben. Es war mir schnell klar, dass ich als nächstes den Breccaschlund in Angriff nehmen sollte, denn dieses Gebiet stand schon lange auf meiner Liste.»

Das Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler

Das Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler (BLN) erfasst die wichtigsten und wertvollsten Landschaften der Schweiz. Das Ziel des BLN besteht darin, die landschaftliche Vielfalt der Schweiz zu erhalten und dafür zu sorgen, dass die charakteristischen Besonderheiten dieser Landschaften bewahrt und geschützt werden. Das online zugängliche Inventar des BLN dokumentiert und illustriert die grosse Vielfalt der natürlichen und kulturellen Landschaften und Naturdenkmäler der Schweiz. Zu jedem Objekt im Inventar sind auf der Website des Bundes Dossiers einsehbar. Das Inventar wurde 1977 bis 1998 etappenweise in Kraft gesetzt und umfasst bis heute 162 Objekte. Es werden dabei vier Typen unterschieden: einzigartige Landschaften, für die Schweiz typische Landschaften, grossräumige Erholungslandschaften und Naturdenkmäler. Im Archiv des BLN finden sich unter anderem die Berner Hochalpen, der Rheinfall, das Verzasca-Tal, der Creux du Van, der Chasseral oder der Luzerner Gletschergarten. Der Breccaschlund gehört seit dem Jahr 1996 zum BLN. Das darin formulierte Hauptziel für den Breccaschlund ist der Erhalt der Landschaft auf dem Stand von 1996. *lr*

Die konkrete Arbeit zur Aufnahme der Brecca ins Bundesinventar nahm mit einem Telefonat ihren Anfang: «Alles begann, als ich Moritz Boschung, den damaligen Präsidenten des Deutschfreiburger Heimatkundevereins¹, anrief», so Kolly. «Ich habe ihn gefragt, ob ich im Auftrag des Vereins das Projekt Brecca aufgleisen dürfte. Er hat natürlich sofort ja gesagt», erinnert er sich. Um den Breccaschlund ins BLN zu bringen, musste Kolly zunächst ein möglichst umfangreiches Dossier mit Informationen zur Flora und Fauna des Alpentals zusammenstellen. Das Dossier musste zuerst den Freiburger Staatsrat überzeugen, denn dieser stellt üblicherweise den Antrag zu einer BLN-Aufnahme beim Bund. Die Vorbereitungsarbeiten zogen sich zunächst hin. Einen weiteren wichtigen und entscheidenden Schritt machte es schliesslich Anfang der 1990er-Jahre: «Es wurde mir klar, dass ich das nicht allein schultern konnte», erklärt Kolly. «Ich brauchte ein gutes Team aus Experten und Leuten, die in der Region verwurzelt sind und sich für das Vorhaben einsetzen können.» Kolly machte sich auf die Suche nach geeigneten Mitstreitern und fand sie in erster Linie in Erich Peissard, dem Wildhüter der Region, und dem Revierförster Franz Thalmann: «Ich brauchte Leute, die sich in der Gegend perfekt auskennen. Peissard und Thalmann waren ideal dafür. Sie kennen jeden Stein in der

¹ Der Deutschfreiburger Heimatkundeverein trägt nach der Fusion mit der Deutschfreiburgischen Arbeitsgemeinschaft den neuen Namen KUND, www.kund.ch.



Durstige «Gusti» bei der St. Antoni-Brecca. Bild Archiv Lib./Charles Ellena



Naturperle am Schwarzsee. Bild Archiv Lib./Charly Rappo.

Brecca. Mit ihrer Hilfe gelang es auch, das Tal in seiner ganzen Vielfalt einzufangen. Es war uns wichtig, dass wir den Antrag nicht nur aufgrund der Flora oder nur aufgrund der Fauna stellten, wir wollten den Breccaschlund als Gesamterscheinung erfassen», sagt Kolly.

Röstigraben als Problemfaktor

«Wer ist zuständig für den Breccaschlund?»: Mit dieser Frage lässt sich eines der grundlegenden Probleme zusammenfassen, auf die Kolly und sein Team bereits zu Beginn gestossen sind. Denn der Breccaschlund liegt zum allergrössten Teil auf dem Gemeindegebiet von Val-de-Charmey und gehört damit politisch zum Greyerzbezirk. «Eigentlich wäre es logisch gewesen, dass Charmey die Aufnahme der Brecca ins BLN ins Rollen bringt», sagt Kolly. Das Interesse des Greyerzbezirks am Breccaschlund sei aber nie gross gewesen, weil es von dieser Seite keinen direkten Zugang ins Tal gibt. «Die Greyerzer waren nicht wirklich daran interessiert, den Schlund zu schützen, weil sie im Naturschutzgebiet Vanil Noir bereits eine ähnliche Flora und Fauna unter Schutz gestellt hatten», so Kolly. «Die Sensler haben auch einen viel stärkeren emotionalen Bezug zum Breccaschlund, obwohl er gar nicht im Sensebezirk liegt. Das war von Beginn

weg problematisch, denn wir wollten ja nicht um jeden Preis in fremden Gewässern fischen», erinnert sich Kolly. «Es war aber schnell klar, dass wir von der Sensler Seite etwas unternehmen mussten, es kam uns aber gewissermassen auch der Röstigraben in die Quere. Doch schlussendlich hatten wir auch von Charmey grünes Licht», so Kolly. Auch für den Heimatkundeverein war von Anfang an klar, dass er sich mit dem Dossier «Breccaschlund» befassen musste, obwohl dieser ausserhalb seines eigentlichen geografischen Tätigkeitsfeldes lag.

Es regt sich Widerstand

Nachdem Kolly, Peissard und Thalman ein umfangreiches Dossier zusammengestellt und erste Begehungen des Geländes mit Vertretern des Bundes unternommen hatten, war das Projekt vorerst auf guten Wegen. Doch nun schien plötzlich ein ganz anderer Stolperstein auf dem Weg zu stehen. Denn sobald das Vorhaben auch im Senseland die Runde gemacht hatte, kam der grösste Widerstand plötzlich von Seiten der Alpwirtschaft im Breccaschlund: «Es ging auf einmal die Angst um, dass man im Breccaschlund keine Landwirtschaft mehr betreiben könne, wenn er erst einmal Schutzstatus hat», erinnert sich Beat Hayoz, der von 1986–2004

Zahlen und Fakten zum Breccaschlund

Der Breccaschlund verdankt seine Urlandschaft der Macht von Natur und Zeit: Die Morphologie des Gebiets ist hauptsächlich auf die einstige Vergletscherung und auf Karstphänomene zurückzuführen. Während der letzten Eiszeit vor Zehntausenden von Jahren war der Breccaschlund von zwei Gletschern bedeckt: dem Breccaschlund-Gletscher und dem Comb-Gletscher. Am Ende der Eiszeit schuf das Schmelzwasser der Gletscher die verschiedenen Karstformen, für die der Breccaschlund heute bekannt ist. Moränen und Schuttkegel gliedern die Landschaft in mehrere Kammern, Auswaschungen und Einbrüche haben im Kalk kunstvolle Spuren hinterlassen und zu einem unterirdischen Abfluss des Wassers geführt. Durch das felsige Gelände des Breccaschlunds fliessen nur wenige Bäche. Ansonsten wird das Regenwasser absorbiert und über ein Netz von Klüften und Kanälen in den Schwarzsee abgeleitet. Der Breccaschlund liegt heute zum allergrössten Teil auf dem Gebiet der Gemeinde Val-de-Charmey. Das Hochtal umfasst 703 Hektaren, ist knapp vier Kilometer lang und erstreckt sich über drei Höhenstufen zwischen 1000 und 2000 Metern über Meer. Zu den beeindruckendsten Naturphänomenen des Schlunds gehören der glazial überformte Talkessel, die Spitzflue und die Ahorn-Bäume auf den Wiesen des Rippetli. Der Breccaschlund wird seit Jahrhunderten landwirtschaftlich genutzt. Im Mittelalter wurde das Hochtal vermutlich von der Zisterzienserabtei Hauterive (Altenryf) bewirtschaftet. Die Mönche sömmeren dort ihre Schafherden. Ab dem 15. Jahrhundert wurden die Weiden an Bauernfamilien aus dem Unterland verpachtet und verkauft. Die Entwicklung der Rinderzucht und die Herstellung von Hartkäse führten in den folgenden Jahrhunderten zum Bau von grösseren Alpgebäuden. Die meisten der Alphütten entstanden im 18. Jahrhundert. Bis heute werden die kräuterreichen Kalksteinweiden von der Alpwirtschaft sehr geschätzt. Neunzehn Alphütten stehen im Breccaschlund. Die Weiden werden von den Alphirten mit Kühen, Rindern und Schafen bestossen.

lr

Präsident des Deutschfreiburger Heimatkundevereins (heute KUND) war und die Aufnahme der Brecca ins BLN als eines der wichtigsten Projekte seiner Präsidentschaft bezeichnet. «Wir mussten kämpfen, um den Leuten zu erklären, dass wir nicht nur die Natur, sondern auch die Alpwirtschaft erhalten wollen», sagt Hayoz.

Denn als das BLN-Projekt Anfang der 1990er-Jahre Fahrt aufnahm, war der Schutz der Brecca im Oberland bereits zu einem extrem heiklen Thema geworden. Der Diskussion über die Aufnahme der Brecca ins Bundesinventar war eine hitzige Debatte über ein grösseres Alperschliessungsprojekt im Alpental vorangegangen. Zudem wurde bereits jahrelang darüber gestritten, wer wann und wie oft mit dem Auto in den Breccaschlund fahren darf, die Diskussion über die Alpwege wurde zum Fluchtpunkt von Grundsatzdiskussionen rund um den Nutzen des Landschaftsschutzes. «Die Pächter und Besitzer der Alpen befürchteten, dass sie die Kontrolle verlieren», erklärt Hayoz. «Es war aber entscheidend, dass wir diese Leute mit an Bord hatten.»

Nach und nach kristallisierte sich schliesslich eine gemeinsame Lösung heraus. Eine zentrale Rolle spielte dabei der Brecca-Fonds des Heimatkundevereins, in den der Verein einmalig 10 000 Franken einzahlte und der in allererster Linie für die Instandsetzung der Alpwege benutzt wird. «Das Geld aus unserem Fond war für die Alphernten sehr wichtig, denn Anfang der 1990er-Jahre hat sich die Armee aus dem Breccaschlund zurückgezogen. Da das Militär bisher alle Wege in Stand gesetzt hatte und diese Unterstützung nun wegfiel, hatten wir mit dem Fond ein wichtiges Instrument zur Konsensbildung in der Hand», so Hayoz. «Wir sind den Wegbaugenossenschaften damit stark entgegengekommen, denn sonst wäre die Opposition wohl zu gross gewesen.»

Dialog und Sensibilisierung als Strategie

Doch dieses Entgegenkommen von Seiten des Heimatkundevereins hat wohl allein nicht ausgereicht, um die Interessen der Alpwirtschaft mit denen des Naturschutzes zu vereinen. «Es brauchte vor allem viel Überzeugungsarbeit», erinnert sich Hayoz. Entscheidend für diesen Dialog zwischen Alphernten und Landschaftsschützern war der Förster Franz Thalmann. «Ich bin in der Region gut vernetzt und als Revierförster hatte man im Senseland noch einen gewissen Einfluss», erklärt Thalmann. Für ihn ist eines klar: «Ohne die Unterstützung der Bevölkerung und der Landwirtschaft im Breccaschlund hätten wir die Aufnahme ins BLN nicht

durchbekommen. Uns war es von Anfang an wichtig, dass wir das Projekt nicht von oben herab und über den Köpfen der direkt Betroffenen durchsetzen, sondern mit allen Akteuren zusammenarbeiten», sagt Thalmann. Deshalb lancierte der Förster im Sensler Oberland auch eine Unterschriften-sammlung und Überzeugungsoffensive: «Ich habe mich mit unzähligen Leuten in Verbindung gesetzt und habe ihnen erklärt, dass die Alpwirtschaft auch Teil dessen ist, was wir schützen wollen. Wenn man erst einmal mit den Leuten spricht, lösen sich die Vorbehalte und Ängste meistens in Luft auf», erinnert sich Thalmann.

«Die besten Naturschützer sind immer noch der Besitzer und der Pächter. Die Landwirtschaft hat über die Jahrhunderte hinweg sogar dafür gesorgt, dass der Breccaschlund so gut erhalten ist», zeigt er sich überzeugt. «Und wenn sich diese Leute bewusst sind, dass sie auf ihrem Land etwas Besonderes und Schützenswertes haben, machen sie aus eigener Motivation mit. Da muss dann niemand

mehr von oben kommen und ihnen sagen, was sie zu tun haben, sie machen es von selbst und aus Überzeugung», sagt Thalmann. «Heute kenne ich viele Alphernten, egal ob Pächter oder Besitzer, die zum Beispiel stolz auf ihre Bergahorne sind und in den letzten Jahren sogar neue gepflanzt haben. Aber dafür brauchte es eben erst eine gewisse Sensibilisierungsarbeit.» Ebenso wichtig war es den Initianten, dass ein sanfter Tourismus im Breccaschlund möglich bleibt. «Gegen Wanderer, die sich zu Fuss in den Breccaschlund aufmachen, ist überhaupt nichts einzuwenden», sagt Thalmann. Im Gegenteil: «Wenn die Leute aus der Region sehen, was für ein Naturparadies sie direkt vor der Haustüre haben, wächst auch die Bereitschaft, zu diesem Paradies Sorge zu tragen», bestätigt auch Otto Kolly.

Die Synthese machte den Unterschied

Nach langem Hin und Her reichte der Kanton schliesslich beim Bund das Dossier zur Aufnahme des Breccaschlunds ein, am 10. Dezember 1996 wurde das Alpental ins Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler aufgenommen. Aus der Rückschau erscheint es durchaus erstaunlich, dass das Projekt Erfolg hatte. Denn es war nicht das erste Mal, dass solche Schutzvorhaben durchgesetzt werden wollten: Bereits 1938 forderte der Heimatkundeverein vom Staatsrat den Schutz der Brecca wegen seiner einzigartigen Flora – im Kontext seiner Zeit ein gleichermassen revolutionäres wie zum Scheitern verurteiltes Vorhaben. In den 1970er-Jahren folgten weitere Projekte, auch sie missglückten. Wieso also gelang es 1996 doch noch, die Brecca offiziell als schützenswerte Landschaft zu definieren? «Die Zeit war reif und wir sind hartnäckig drangeblieben, haben uns nicht einschüchtern lassen», bilanziert Beat Hayoz. «Die Umwelt war als Thema präsenter geworden und die Leute waren stärker für den Schutz der Landschaft sensibilisiert.» Ein wichtiger Erfolgsfaktor war laut Hayoz auch, dass die Schutzziele des BLN vergleichsweise gemässigt formuliert sind: «Es ging nie um ein radikales Naturschutzprojekt. Der Tourismus und die Alpwirtschaft sollten auch erhalten bleiben.» Für Franz Thalmann war auch der Einbezug der Bevölkerung und der Alphernten entscheidend: «Ohne sie wäre es nicht gegangen», sagt der Revierförster. Das bestätigt auch Otto Kolly: «Wir haben alles zuerst auf dem persönlichen, zivilen Weg aufgegleist und sind dann erst amtlich vorgegangen. Das hat uns die ganz grossen Reibereien erspart.»

Die besondere Flora und Fauna des Breccaschlunds

Der Breccaschlund ist berühmt für seine vielfältige Flora und Fauna. Neben Wäldern aus Tannen, Buchen und Ahorn ist die Brecca in erster Linie von Weiden und Wiesen bedeckt, die durch ihre Qualität und Diversität von nationaler Bedeutung sind. Es gibt im Hochtal je nach Sichtweise der Wissenschaftler zwischen 19 und 22 besonders bemerkenswerte Pflanzenarten. Zu den wichtigsten gehören der Allermannsharnisch, die Alpenrebe, der hohe Rittersporn, die Strauss-Glockenblume, die Mondviole, der blassgelbe Mauerpfeffer und die Paradieslilie. Typisch für den Breccaschlund sind auch die zahlreichen Einzelbäume, allen voran die Bergahorne. Von der vielfältigen Flora des Tals profitieren wiederum die Insekten: So beherbergt der Breccaschlund zum Beispiel eine grosse Population des Apollo, einer seltenen Schmetterlingsart. In der Ruhe und Ungestörtheit des Tals leben auch mehrere Vogelarten, darunter der Steinrötel, das Birkhuhn und das Steinhuhn. Zu den seltenen Tierarten, die den Breccaschlund bewohnen, gehören zudem das Murmeltier, der Schwarzspecht, der Dreizehenspecht, Schneehasen, Gämser, Adler, Turmfalken und Sperber. *lr*



Die hellen Steinbrocken sind ein weiteres Markenzeichen. Bild Archiv Lib./Charly Rappo

Kolly betont zudem, dass das Projekt, das 1996 schliesslich von Erfolg gekrönt war, im Gegensatz zu den vorhergehenden Projekten aus den 1970er-Jahren nicht einseitig ausgerichtet war: «Die früheren Projekte konzentrierten sich auf den Schutz eines bestimmten Aspekts des Breccaschlunds, zum Beispiel allein auf die Flora oder nur auf die Fauna. Manchmal waren sogar nur einzelne Pflanzen- oder Tierarten im Fokus. Wir haben stets eine Synthese angestrebt und wollten den Breccaschlund als Landschaft in all ihrer Vielfältigkeit schützen», sagt Kolly. Das sei beim Bund äusserst gut angekommen, denn dieser ganzheitliche Schutz, der auch die traditionelle Landwirtschaft und den milden Tourismus miteinschloss, entsprach dem damaligen Zeitgeist. «Die Brecca war dafür sogar ein Vorreiterprojekt», ist Kolly überzeugt. Er selbst wurde 2004 erster Preisträger des vom Heimatkundeverein geschaffenen Deutschschweizer Landschaftspreises. «Die Brecca war und ist ein Vorzeigeprojekt eines modernen Landschaftsschutzes und hat eine Idee mitetabliert, die später in vielen Naturparks wichtig wurde», sagt Kolly.

Zufriedenstellendes Resultat

Heute, ein Vierteljahrhundert nach der Aufnahme ins Bundesinventar, gehört der Breccaschlund zu den beliebtesten Tourismusmagneten der Region. Unter dem Label «Urlandschaft Breccaschlund» wird das Hochtal den Gästen aus der ganzen Schweiz nähergebracht. Der Name leitet sich wohl zu einem guten Teil auch vom berühmt gewordenen Gedicht- und Bildband «Urlandschaften» von Michel Roggo und Anton Schwartz ab. «Die Brecca war einer der Hauptauslöser für das Buch», erinnert sich Beat Hayoz, der als Präsident des Heimatkundevereins die Herausgabe der Publikation mitverantwortete. Das Buch habe das Bewusstsein der Sensler für die Einzigartigkeit des Hochtals zusätzlich gestärkt. Heute führen drei Wanderwege Besucher und Besucherinnen aus der ganzen Schweiz durch die Brecca und die Alphütten laden zum Verweilen ein.

Für Otto Kolly ist diese Art der touristischen Erschliessung ideal: «Die Wanderwege sind ein gutes Beispiel für einen sanften Tourismus, der die Landschaft schützt und auch die Leute aus der Region dafür sensibilisiert, wie wichtig und wertvoll das Tal ist.» Insgesamt sei er sehr zufrieden mit dem heutigen Zustand der Brecca: «Der Breccaschlund konnte weitgehend in seinem Zustand von 1996 erhalten werden», sagt Kolly. Es sei auch wichtig,

dass bis heute die Alpwirtschaft in einer ursprünglichen Form im Tal präsent ist. Auch Beat Hayoz zeigt sich zufrieden: Zwar habe es immer wieder Streitigkeiten rund um den Breccaschlund gegeben, etwa wenn es um Wegbauprojekte ging (siehe Kasten). Aber alles in allem sei der Zustand zufriedenstellend.

Alpen-Rasenmäher und andere Störfaktoren

Trotz aller Zuversicht sehen die drei Landschaftschützer auch gewisse Gefahren, die den Schlund und seine Flora und Fauna bis heute bedrohen: «Am gefährlichsten sind die Schafe. Sie sind die Rasenmäher der Alpen», sagt Otto Kolly. Die Schafe fressen laut dem Biologen viel tiefer und drängen auf der Suche nach Nahrung viel stärker nach oben als Rinder. «Dem fallen dann auch die seltenen Pflanzen wie etwa die Paradieslilie oder die Alpenrebe zum Opfer, sie haben sich heute in wenige entlegene und schlecht erreichbare Teile des Tals zurückgezogen und sind damit fast verschwunden», erklärt Kolly. Es sei deshalb äusserst wichtig, dass die Schafhaltung extensiviert werde. Er Sorge sich auch um die zwei kleinen Sümpfe im Breccaschlund, die im Rahmen des aktuellen Wasserbauprojekts (siehe Kasten) unbedingt mit Samthandschuhen angefasst werden sollten: «Es ist schnell passiert, dass das Wasser durch einen Eingriff einfach abfließt und die Sümpfe unwiderruflich verloren gehen», warnt Kolly.

Problematisch bleiben laut Franz Thalmann auch die Autos im Tal. «Es ist wichtig, dass nicht zu viele Leute mit dem Auto in den Breccaschlund fahren», sagt er. Denn trotz Fahrverbot lassen sich immer wieder Leute hinreissen, das Naturparadies bequem auf vier Rädern zu besuchen. «Dass die Alpbesitzer, Hirten und ihre Helfer mit dem Auto hochfahren ist in Ordnung, alle anderen sollen aber lieber die Wanderschuhe anziehen», betont Thalmann. Auch der Wintertourismus dürfe nicht zu stark Überhand nehmen: «Wenn die Leute im Sommer auf den Wegen wandern, ist das kein Problem. Wenn sie aber mit den Schneeschuhen und Tourenskis im Winter ihre eigenen Wege suchen, wird es für einige Tierarten schon problematischer», sagt der Revierförster. Auch dürfe die Landwirtschaft im Tal nicht zu stark intensiviert werden: «Wenn dann zum Beispiel plötzlich wieder Gülle statt Mist ausgetragen werden soll, läuten bei mir die Alarmglocken», so Thalmann.

Umstrittene Projekte sorgen für Diskussionen über den Breccaschlund

Im Breccaschlund treffen immer wieder die Interessen von Naturschutz, Tourismus und Landwirtschaft aufeinander. Das aktuell grösste Projekt im Breccaschlund ist das Wasser- und Stromprojekt der Mehrzweckgenossenschaft Schwarzsee. Dieses hat zum Ziel, einen besseren und dauerhaften Zugang zu sauberem Wasser für Mensch und Tier auf fünfzehn Alpen mit rund 1100 Tieren zu erzielen. Miteinbezogen sind vier Alpgenossenschaften und sieben private Grundeigentümer. Das Projekt sieht vor, zwei Quellen zu nutzen. Die Quellen bleiben im Besitz der heutigen Eigentümer, die Mehrzweckgenossenschaft schliesst mit ihnen Nutzungsverträge ab. Die Natur- und Heimatschutzkommission sowie die Bundesämter für Landwirtschaft und Umwelt waren von Anfang an in das Projekt involviert. Das Projekt soll rund 4,5 Millionen Franken kosten und hat letzten Sommer begonnen. Die Planung ging grösstenteils ohne Streitigkeiten über die Bühne.

Für mehr Streit sorgte im vergangenen Jahrzehnt die geplante Wegsanierung: Die Mehrzweckgenossenschaft Schwarzsee wollte 2012 die Alpwege in der Brecca für eine Million Franken sanieren, weil sie nach starken Regenfällen immer wieder instand gesetzt werden mussten. Pro Natura Freiburg erhob dagegen Einsprache. Die Einspracheverhandlungen führten zunächst zu keiner Einigung, die Fronten waren verhärtet. Zwei Jahre später (2014) unterzeichneten die beiden Akteure schliesslich eine Vereinbarung. Pro Natura Freiburg zog die Einsprache zurück, dafür musste die Mehrzweckgenossenschaft Schwarzsee einige Auflagen erfüllen: Die Bauherrschaft musste verschiedene Kompensationsmassnahmen treffen. Pro Natura verlangte auch, dass die Genossenschaft eine genaue Liste der berechtigten Personen auf dieser sonst gesperrten Alpstrasse führt und nach den Sanierungsarbeiten Verkehrszählungen durchführt. Weiter hat die Genossenschaft zugestimmt, dass ein Pro-Natura-Vertreter Einsitz nimmt in die Baukommission, um die Einhaltung der Vereinbarung zu überprüfen. 2015 war die erste Etappe der Sanierung abgeschlossen und für beide Hauptakteure zufriedenstellend.

Ir



Urlandschaft im Einklang mit Alpwirtschaft. Bild Archiv Lib./Aldo Ellena

Der Schutz der Brecca hat mit der Aufnahme ins BLN von 1996 einen ersten grossen Erfolg erzielt. Doch die Bestrebungen zum Schutz sind weiterhin nicht abgeschlossen, die Brecca bleibt ein bedrohtes, fragiles Paradies. In der Sage rettete die Kraft Gottes das von der Schlangenplage gepeinigete Tal. Heute werden es die Menschen selbst sein müssen, die dem Tal ihren Schutz zusichern. Denn mit der Hilfe eines Mönchs ist diesmal wohl nicht mehr zu rechnen.

Literaturverzeichnis

- Der Breccaschlund. Ein Kleinod im Schwarzseegebiet/FR. Herausgegeben vom Deutschfreiburger Heimatkundeverein, Freiburg, 1996.
- Breccaschlund. IFP 1514. Dossier des Bundesinventars der Landschaften und Naturdenkmäler (BLN). Aktuelle Version, 2017. Zugriff unter: www.bafu.admin.ch/bln
- Broschüre zum Deutschfreiburger Landschaftspreis 2004 an Otto Kolly. Kanisiusdruckerei, Freiburg, 2004.
- Catherine Folly: Breccaschlund. Zustand, Entwicklung und Zukunftsaussichten des BLN-Objektes Nr. 1514. Naturwissenschaftliche Semesterarbeit. ETH, Zürich, 2011.
- Barbara Helling, Peter Köster, Manfred Rasper, Peter Steiger: Inventar der naturschutzwürdigen Flächen in der Region Sense Oberland, Kanton Freiburg. Eidgenössische Anstalt für das forstliche Versuchswesen, Birmensdorf, 1985.
- German Kolly: Sagen und Märchen aus dem Senseland. Paulusverlag, Freiburg, 1999 (Erstausgabe 1965).
- Otto Kolly und Erich Peissard: Zusammenstellung von beobachteten Wildtieren im Breccaschlund. Unveröffentlicht, 1994.
- Louis Pugin: Histoire géologique sommaire du Breccaschlund. Universität Freiburg, 1975.
- Michel Roggo und Anton Schwartz: Urlandschaften. Herausgegeben vom Deutschfreiburger Heimatkundeverein. Paulusverlag, Freiburg, 2001 (Deutschfreiburger Beiträge zur Heimatkunde; Bd. 66).

Der Sattler und Glockenriemensticker

Von Yvonne Jungo, Bösinggen

Freddy Schaller hat sein Handwerk zu einem Kunsthandwerk entwickelt. Sein Name ist bei den Sammlern von Glocken- und Treichelriemen der ganzen Schweiz bekannt. Für manch einen aus diesen Kreisen gilt der Glockenriemensticker aus Bösinggen als einer der Allerbesten seines Fachs. Als immaterielles Kulturerbe sind die «Bestickten Glockenriemen» auf der Liste der Lebendigen Traditionen des Kantons Freiburg aufgeführt.

Alfred Schaller sitzt in seiner Werkstatt an der Nähzange und bearbeitet einen Glockenriemen. Mit sicherer Hand zieht er das goldbeschichtete Lederband durch die vorgestochenen Löcher und schon nach kurzer Zeit ist die goldene Kornähre fertig gestickt. Was einfach aussieht, ist das Ergebnis jahrelanger Übung, von handwerklichem Geschick und Kreativität, gepaart mit Neugier und Traditionsbewusstsein. In den letzten Jahrzehnten hat Freddy Schaller, wie er genannt wird, die Kunst

der Glockenriemenstickerei immer weiterentwickelt. Oftmals gab es auch Fehlversuche, bis er die richtige Lösung für einen bestimmten Arbeitsschritt fand. So benutzt der Sattler eine Schwertahle, um das Lederband durch die Löcher zu ziehen. Denn die Versuche mit einer Nadel sind fehlgeschlagen; die Lederbänder fransten aus.

Sattler und Tapezierer

Freddy Schaller ist gelernter Sattler und Tapezierer. «Früher gab es in jedem Dorf einen oder zwei Sattler», führt er aus. In Bösinggen war sein Vater Anton Schaller (1915–1989) einer dieser Sattler. «De Sattler Tönü» liess 1951 an der Laupenstrasse ein Eigenheim mit Werkstatt und Ladenlokal errichten. Er stellte Polstermöbel und Rosshaarmatratzen her; zudem betrieb er einen Handel für neue und antike Möbel. Pferdegeschirr (Kummet) für die Arbeitstiere der Bauern war damals sehr gefragt. Anton Schaller bestickte auch Glocken- und Treichelriemen. Seine Motive waren Kornähren und Edelweiss. Zum Besticken verwendete er Bänder aus Ziegen- oder Kalbsleder, was zu dieser Zeit bereits nicht mehr selbstverständlich war. Denn vielerorts hatten die Sticker schon Mitte des letzten Jahrhunderts damit begonnen, die Lederbänder durch Plastikschnüre zu ersetzen.

Schon als Dritt-, Viertklässler war der junge Freddy fast täglich in der Werkstatt anzutreffen. Nach der obligatorischen Schulzeit absolvierte er bei seinem Vater die dreieinhalbjährige Lehre als Sattler und Tapezierer; später liess er sich noch zum Teppichleger ausbilden. «Die 1980er- und 1990er-Jahre waren die besten meiner Berufszeit», sagt er rückblickend.



Freddy Schaller an der Nähzange beim Besticken eines Glockenriemens mit dem Kornährenmuster.

Bilder Yvonne Jungo

Polstermöbel und Rosshaarmatratzen waren seit den 1970er-Jahren zwar nicht mehr gefragt. «Auch wenn Rosshaarmatratzen heute noch das Gesündeste wären», erklärt der Sattler überzeugt. Doch der Handel mit Antikmöbeln lief bis in die 1990er-Jahre gut. Eine rege Nachfrage bestand auch für Treichel- und Glockenriemen. Für Viehschauen, Schwingfeste oder von Traktorfabriken gingen oft Bestellungen für Dutzende Glocken mit den bestickten Riemen ein.



Ein Glockenriemen mit Kornähren und Edelweiss: Die Ähren stickt der Bösinger mit einem mit Goldblatt beschichteten Ziegenlederband.

Wichtigster Auftragsgeber war aber das Militär. 1989 schaffte die Sattlerei Schaller dazu extra neue Maschinen an, um die grosse Nachfrage der Armee nach Munitionstaschen, Rucksäcken, Offiziers Taschen, Etuis für Schuhputzzeug und anderen Utensilien zu erfüllen. Auch für die Post konnten Bestellungen ausgeführt werden. Dieser Verdienst musste jedoch hart erarbeitet werden. «Lange Arbeitstage oft an sieben Tagen pro Woche zu einem bescheidenen Stundenlohn waren normal», erklärt der Sattler, der damals auch einen Angestellten beschäftigte. Doch garantierten diese Aufträge einen sicheren Teil des Einkommens. «Es hat uns Sattler sehr hart getroffen, als 2006 die Armee diese Aufträge ins Ausland auslagerte», erzählt er und seine Betroffenheit ist ihm noch heute anzuspüren. «Für viele Sattlereien bedeutete dieser Entscheid das Aus.» Nach 2006 sicherten die Einkünfte aus der Glockenriemenstickerei zusammen mit Reparaturen und anderen Flickarbeiten sein Auskommen. Neben diesen Arbeiten stellte der geübte Handwerker auch immer wieder Besonderheiten her:

Geflochtene und andere spezielle Gürtel, Weinkorbchen, Schlüsselanhänger, Portemonnaies und vieles andere.

«Handarbeit rentiert heute nicht mehr», stellt der 69-Jährige fest. So gibt es im Sattlergewerbe kaum Nachwuchs, weil das Einkommen nicht ausreicht. Dazu kommt die Konkurrenz der Fabriken und vor allem die Tatsache, dass Lederwaren oftmals durch Plastik oder anderen Kunststoff ersetzt werden und es für gewisse Produkte kaum mehr eine Nachfrage gibt. «Das letzte Zaumgeschirr habe ich vor zehn Jahren hergestellt – für ein Ziegengespann», fügt er an.

Riemen mit Motiven aus dem 17. Jahrhundert

Wie sein Vater pflegt auch der Sattlersohn seit jeher die traditionelle Glockenriemenstickerei von Kornähren und Edelweiss. Motive, die in Teilen der Deutschschweiz weit verbreitet sind; vor allem im Kanton Bern und im Besonderen im Emmental. Dem immer stärker werdenden Trend, für die Glockenriemenstickerei die Stickleiderbänder durch Plastikschnüre zu ersetzen, hat er aber nie nachgegeben. So wie sein Vater verwendete er Bänder aus Ziegen- oder Kalbsleder. Das hatte zur Folge, dass er bei gewissen Grossaufträgen preismässig nicht mehr mithalten konnte. «Doch die Zeiten der grossen Aufträge sind heute ohnehin vorbei», hält er fest. Der erfahrene Handwerker suchte nach Alternativen. Bereits in den 1990er-Jahren beschäftigte er sich mit den Motiven der Glockenriemenstickerei, die im 17. Jahrhundert in Teilen des welschen Voralpengebietes des heutigen Kantons Freiburg verbreitet waren. Hier hatte sich in früheren Jahrhunderten der Brauch entwickelt, die besten Kühe für den Alpaufzug und Alpbzug mit einer geschmiedeten Glocke, einer Treichel, zu schmücken. Diese Treicheln hingen früher an hölzernen Tragbügeln und waren zum Teil mit Schnitzereien verziert. Im 18. Jahrhundert wurden die Holzbügel durch Lederriemen ersetzt. In deren gestickten Verzierungen fanden sich zu Beginn die Sujets aus den Schnitzereien der Holzbügel wieder.

Freddy Schaller begann, sich intensiver mit den Motiven des 17. Jahrhunderts zu befassen. Eine Besonderheit dabei ist, dass diese Muster nicht nur gestickt werden. Einzelne Formen werden aus dem Leder gestanzt und dann – zu einem Ornament zusammengesetzt – auf den Riemen genäht. Auf der Grundlage der alten Motive entwickelte der Kunsthandwerker neue Muster für das Besticken der Treichelriemen. Bis es soweit war und er für die vielen kniffligen Arbeitsschritte die geeignete Technik fand, hatte er jahrelang getüftelt und manchen

Fehlversuch hinnehmen müssen. Grosse Unterstützung fand er dabei bei Erwin Schwaller aus dem Riederberg, Bösing (1950–1998); «der beste Zeichner», wie er seinen Freund beschreibt, «auch heute noch». In stundenlanger Arbeit zeichnete sein Kollege die gelochten Stickschablonen mit den Mustern; stets fein säuberlich mit Datum und Uhrzeit versehen. So konnte der erfinderische Sattler die Muster exakt auf die Lederriemen übertragen. Diese Schablonen benutzt er immer noch. Neue Vorlagen erstellt ihm heutzutage ein Kollege auf dem Computer. Seines Wissens gibt es im Kanton Freiburg und im Jura noch drei weitere Personen, die mit Motiven aus dem 17. Jahrhundert sticken.



Die Muster aus dem 17. Jahrhundert bestehen aus gestickten Motiven und gestanzten Formen, welche zu einem Ornament zusammengefügt und auf den Riemen genäht werden.

Der geschickte Kunsthandwerker hat auch das Ähren- und Edelweissmuster weiterentwickelt und es mit weiteren Blumen bereichert. Er ist seit über vierzig Jahren schweizweit der einzige, der diese Muster mit Lederbändern und nicht mit Plastikschnüren stickt. Und nur er verwendet für die goldenen Kornähren mit Blattgold beschichtete Ziegenlederbänder. Eine weitere Besonderheit ist zudem, dass er immer beide Hälften der Lederriemen bestickt. Beim Vorstechen der Löcher für die Riemeneinfassung wird der Fachmann von einer Maschine unterstützt. Alles andere ist reine Handarbeit. Dabei braucht es Konzentration, Ausdauer, Geduld und ein sicheres Führen der Werk-

zeuge. Das Montieren des «Sattels» – das Übergangsstück mit den Schnallen zwischen der Treichel und dem Riemen – erfordert manchmal auch Nerven und vor allem Kraft. Für einen Riemen mit dem Ähren- und Edelweissmotiv benötigt der begabte Sticker eine Woche. Bis eine Treichel mit einem Riemen mit den Motiven aus dem 17. Jahrhundert fertig und mit den Pompons und dem Sattel versehen ist, dauert es drei bis vier Wochen.

Glocken und Treicheln

Heute ist es schwierig geworden, qualitativ gutes Grundmaterial für die Lederstickerei zu bekommen. «Doch ich habe meine Quellen», erklärt der erfahrene Fachmann. Die Treicheln bezieht er von der Fonderie Brügger in Villars-sur-Glâne FR. Stéphane Brügger hat diesen Traditionsbetrieb von seinem Vater Marius Brügger übernommen und führt die Schmiede und Giesserei in zweiter Generation. 1986 konnte die Familie Brügger für die Herstellung der Treicheln das Patent der Traditions-marke «Paul Morier Morges» erwerben. Die Glocken stammen von einem anderen Traditionsbetrieb, der Glockengiesserei Gusset in Uetendorf BE. Dieser Familienbetrieb wird bereits in der neunten Generation weitergeführt.



Ein reichbestickter Treichelriemen mit dem «Deutschschweizermuster» aus Kornähren und Blumen.



Der Glockenriemensticker Freddy Schaller in seiner Werkstatt in Böisingen.

Freddy Schaller stellt fest, dass heute die Nachfrage für Treicheln grösser ist als für Glocken. Deren Herstellung unterscheidet sich wesentlich. Treicheln werden aus Blech gehämmert und geschmiedet. Glocken werden aus einer Bronzelegierung in Form gegossen und weisen oft schöne Verzierungen sowie Inschriften auf. Früher hätten die Bauern den Glockengiessern manchmal einen silbernen Fünfliber übergeben, um diesen in die Glocke einschmelzen zu lassen. Davon erhofften sie sich einen schöneren Glockenklang. «Doch die Fünfliber seien dann meistens anderswo gelandet», erzählt er augenzwinkernd.

Der Böisinger ist aber nicht «nur» Sattler und Sticker; er ist auch ein Sammler von Treicheln und Glocken. Seine Sammlung umfasst rund zweihundert Exemplare von verschiedensten Grössen und unterschiedlichem Alter. Die grösste Treichel hat einen Umfang von zwei Metern; diese Treichel hat er vor etwa zehn Jahren in Heimenschwand BE schmieden lassen.

Werkzeug und Leder

In der Werkstatt an der Laupenstrasse in Böisingen finden sich altes und neues Werkzeug sowie verschiedenste Materialien; Arbeitstische, Maschinen und auch ein Computer haben alle ihren Platz. Einige der Werkzeuge erstand Freddy Schaller auf Märkten und Ausstellungen im In- und Ausland; zum Beispiel in Bologna oder Mailand. Die Riemen bestehen aus Rindsleder, welche der Sattler selber aus fünf Millimeter dicken Rindslederbälgen zerschneidet. Dabei handelt es sich um sogenanntes Zeugleder (Militärleder), welches er von der Firma Emmeleder in Langnau bezieht. Ein Leder, das dieser Betrieb mit einem Verfahren nach alter Tradition von Hand herstellt und das dank dieser speziellen Behandlung in verschiedenen Farben erhältlich ist. Dazu werden die pflanzlich gegerbten Rohlederbälge aus dem Ausland bezogen. Emmeleder ist die letzte Gerberei in der Schweiz, die noch selber Leder veredelt.

Zum Sticken benutzte der Ledersticker früher Ziegen- oder Kalbslederbänder. Diese hatte er aus ganzen Lederbälgen in der Poly Laupen auf der Stanzmaschine selber exakt gestanzt. Heute bestehen nur noch die Goldbänder aus Ziegenleder. Von diesen mit echtem Goldblatt beschichteten Bän-

dern hat er vor etwa vierzig Jahren in Frankreich einen grossen Vorrat bestellt. «Das reicht für anderthalb Leben», meint er lachend. Für die anderen Farben braucht der Glockenriemensticker seit mehr als zwanzig Jahren Känguruleder, welches er direkt aus Australien bezieht. «Känguruleder zeichnet sich durch extreme Flexibilität und Geschmeidigkeit aus; es verzieht sich nicht und ist viel reissfester als Kalbs- oder Ziegenleder», erklärt der Fachmann, der grossen Wert auf gute Qualität und schöne Ausführung seiner Arbeiten legt.

Kundschaft aus nah und fern

Die Glocken- und Treichelriemen sind für Alpabzüge und ebenso für Schwingfeste nach wie vor sehr gefragt. Zudem erhält der Bösinger Aufträge für runde Geburtstage, Hochzeiten, Jubiläen und andere besonderen Anlässe. Die Treichelriemen sind oft mit Jahreszahlen, Initialen oder Bildern versehen; je nach Wunsch der Kundschaft. Die Bilder werden entweder direkt in den Riemen geschnitten oder auf eine Kartusche gemalt, welche dann angenäht wird. Das Schneiden und Malen führt ein Kollege aus dem Rüscheegggraben für den Bösinger aus. Und er meint dazu: «Äus chan i niit mache.»

Wichtige Kunden sind auch die Sammler von Glocken- und Treichelriemen aus der ganzen Schweiz sowie Mitglieder von Treichlerclubs. So werden Empfänge, Ehrungen, Festumzüge und nicht zuletzt die Alpabzüge oftmals lautstark und eindrucksvoll mit den Klängen der Treicheln begleitet. Auch prominente Namen gehören zu seiner Kundschaft: etwa Altbundesrat Adolf Ogi oder die Schauspielerin Cindy Crawford.

Freddy Schaller arbeitet jedoch nicht nur auf Bestellung. Auch wer sich spontan für einen Kauf entscheidet, findet in der Werkstatt eine Treichel oder eine Glocke mit einem reichverzierten Riemen. Seine Kundschaft findet er zudem auf den Märkten. Besuchte er früher regelmässig fünf bis sechs Märkte pro Jahr, ist der gefragte Glockenriemensticker heute noch auf zwei Märkten anzutreffen. So stellt er jeweils am ersten Donnerstag im September bei der Schafscheid in Riffenmatt seinen Stand auf. Mitte Oktober findet in Champbaillard bei Romainmôtier die Treichler- und Glockenbörse «Les Sonnaillés» statt. Auf diesen Märkten pflegt er die Kontakte zu seiner Kundschaft und hält Ausschau nach speziellen Objekten für seine Glockensammlung oder nach anderen Besonderheiten.



Treichelriemen mit Motiven aus dem 17. Jahrhundert, die Freddy Schaller immer wieder zu neuen Mustern zusammensetzt.

Immaterielles Kulturerbe im Kanton Freiburg

2008 ist die Schweiz dem UNESCO-Übereinkommen zur «Bewahrung des immateriellen Kulturerbes» beigetreten. Damit verpflichtete sie sich, ein Inventar der lebendigen Traditionen in der Schweiz zu erstellen und periodisch zu aktualisieren. Seit 2017 umfasst die Liste 199 Traditionen. Elf davon sind im Kanton Freiburg beheimatet: Alpsaison, Bénichon-Kilbi, Freiburger Chorgesang, Gesundbeten, Poyas, Promotions, Ranz des vaches (Kuhreihen, Lioba), Sankt Nikolaus in Freiburg, Schindelmacherei, Solennität Murten, Sternsingen.

Wie andere Kantone führt auch der Kanton Freiburg eine Liste der «Lebendigen Traditionen». Den Auftrag dazu hat der Staat Freiburg, über das Amt für Kultur, dem Greyerzer Museum erteilt. Dieses Inventar wird ständig erweitert und umfasst aktuell fast achtzig Traditionen. Gemäss der UNESCO-Konvention ist die Liste in folgende fünf Kategorien gegliedert: Mündliche Ausdrucksweisen, Darstellende Künste, Gesellschaftliche Praktiken, Umgang mit der Natur, Traditionelles Handwerk.

Die Kategorie «Traditionelles Handwerk» des Kantons Freiburg umfasst:

- Poyas
- Schindelmacherei
- Bestickte Glockenriemen
- Holzhandwerk
- Bearbeitung des Sandsteins
- Archäologische Rekonstruktion (Gletterens)
- Greyerzer Spitzenklöppelei
- Handfertigkeit im Zusammenhang mit den regionalen Trachten
- Strohverarbeitung
- Kulinarisches Erbe: Räucherfleisch, Cuchaule, Vully-Kuchen, Seisler Brätzele, Chülbisenf oder Mutaarda
- Holzfigurenopfer in St. Silvester

2017 erhielt der Seebezirk mit der Broschüre «Traditionen erleben» ein eigenes Verzeichnis mit 57 Traditionen. Herausgeber ist der Regionalverband See.

yj

Heute ein Hobby

Freddy Schaller bezeichnet heute die Stickerei für Glocken- und Treichelriemen als sein Hobby. «Wenn ich keine Freude mehr daran hätte, würde ich es nicht mehr machen», sagt er. Ihm war nicht bewusst, dass sein Kunsthandwerk, die «Gestickten Glockenriemen», auf der Liste der *Lebendigen Traditionen im Kanton Freiburg* in der Kategorie *Traditionelles Handwerk* aufgeführt ist. Es freut ihn sehr und macht ihn stolz. So wie er sich darüber freute, dass er an der Seisler Mäss 2015 zusammen mit anderen Traditionen aus dem Sensebezirk an einem Stand sein Kunsthandwerk vorstellen durfte (siehe auch Kasten).

An Arbeit fehlt es dem Bösinger nicht. Neben der Riemenstickerei führt er immer wieder Reparaturarbeiten aus; denn manch einer oder manch eine bringt den alten Rucksack, eine Tasche oder einen anderen geliebten Gegenstand zur Reparatur vorbei. Freude hat er auch an speziellen Aufträgen. So will er einen alten Glockenriemen aus dem 18. Jahrhundert restaurieren, den er auf einem Markt im Diemtigtal erstanden hat. Er wird auch eine Lösung für die Messerscheide finden, die ein Kunde für ein speziell geschmiedetes Messer bestellt hat.

Auch nach vielen Jahren sucht Freddy Schaller das Neue an der Glockenriemenstickerei und er bewahrte sich das Interesse und die Neugier, neue Stiche auszuprobieren oder die überlieferten Motive immer wieder zu anderen Mustern zusammenzusetzen. So wird er auch für die schön verzierte alte Glocke, die ein Kunde gebracht hat, einen prächtigen Glockenriemen sticken.

Quellen

- Lebendige Traditionen im Kanton Freiburg: www.fr.ch/de/tradifri
- Liste der lebendigen Traditionen in der Schweiz, Bundesamt für Kultur: www.bak.admin.ch

Weitere Angaben

- Fonderie Brügger in Villars-sur-Glâne FR: www.cloches-artistanales.ch
- Glockengiesserei Gusset in Uetendorf BE: www.glockengiesserei-gusset.ch
- Gerberei Emmeleder in Langnau BE: www.emmeleder.ch

Die Ringmauer von Murten

Von Alain Grandjean,
Journalist und Stadtführer,
Murten

Die Ringmauer Murten besteht in ihrer Anlage seit bald achthundert Jahren. Heute nimmt die Stadt deren Erhalt und Pflege im Rahmen eines Dauerauftrages wahr.

Die Entstehung der Murtner Ringmauer ist mit dem ältesten Aktenstück im Stadtarchiv festgehalten: Mit einem Schreiben vom 12. November 1238 forderte der deutsche König Konrad IV. die Bürger der Stadt Murten als direkte Untertanen des Reichs auf, eine Befestigungsmauer von zwölf Fuss Höhe (ca. 3,5 m) und vier Fuss Breite um die Stadt zu erstellen und machte ihnen diese Anordnung auch mit steuerlichen Anreizen schmackhaft. Als Murten 1255 den Status als Reichsstadt verlor und für mehr als zweihundert Jahre unter savoyische Herrschaft geriet, dürfte es nicht viel mehr als die Grundmauer und zwei Tore gegeben haben. 1475 rissen Bern und Freiburg gemeinsam Murten und seine Umgebung in einer Eroberungskampagne an sich und begründeten damit die Gemeine Herrschaft, die bis 1798 andauerte. Die Bauwerke der Befestigungsanlage stammen somit hauptsächlich aus der savoyischen Zeit Murten. In der unsicheren Epoche des Spätmittelalters reichte natürlich die ursprüngliche Höhe der Ringmauer für die Verteidigung der Stadt nicht aus. So folgten ab Ende des 13. Jahrhunderts verschiedene Ausbautetappen, in denen die Mauern erhöht, verstärkt und mit zusätzlichen Türmen versehen wurden. Dies geschah mit verschiedenen Materialien. Nach den Feldsteinen aus der Umgebung, die für den anfänglichen Mauerbau verwendet wurden, kam weiteres Material hinzu, das sich im weiteren Umkreis anbot. Darunter waren auch Bruchsteine von römischen Ruinen und – speziell für den Bau von Türmen – auch verschiedentlich Tuffblöcke.



Blick auf den Stadtgraben-Garten und den Mauerabschnitt zwischen Törlplatz und Tournaletta. In diesem Mauersektor sind die verschiedenen Bauphasen besonders deutlich erkennbar. Die Ringmauer weist hier ihre maximale Höhe von fast sechzehn Metern auf. Bild Yvonne Jungo

In den letzten Ausbautetappen oder beim Wiederaufbau einzelner Türme und Mauerabschnitte noch im 16. Jahrhundert wurden handwerklich behauene Sandsteinblöcke aus Steinbrüchen verwendet. So entspricht die Silhouette der Altstadt, wie wir sie heute kennen, vornehmlich dem Zustand vom Ende des 15. Jahrhunderts.

Militärtechnisch nicht mehr zeitgemäss

In den Jahrzehnten nach der Schlacht von 1476 wurde das teilweise von den Bombarden und Mörsern der Burgunder arg zugerichtete Befestigungswerk noch während eines halben Jahrhunderts wieder aufgebaut und angepasst. Doch eigentlich war die Anlage ab dem 16. Jahrhundert militärtechnisch nicht mehr zeitgemäss; es bedurfte nun für die effiziente Verteidigung eines Platzes ganz anders konzipierter Bauwerke. Gleichzeitig war es für Murten mit der Schirmherrschaft der Eidgenössischen

Orte Bern und Freiburg nicht mehr notwendig, sich gegen einen äusseren Angreifer selbständig verteidigen zu können.



Im Mauerwerk eingelassene Kanonenkugeln veranschaulichen, wie wuchtig die Nordostseite der Stadt durch die Artillerie Karls des Kühnen unter Beschuss stand. Bild Alain Grandjean

Die zwei grossen Änderungen, die noch an der Ringmauer erfolgten, waren friedlicher Natur: der Neubau für den in der Linie des Verteidigungsringes liegenden Glockenturms der Deutschen Kirche um 1680 und der Ersatz des baufällig gewordenen Unteren Tors – heute bekannter als «Berntor» – in den Jahren 1777 bis 1778. Architekt dieses Tores war Niklaus Hebler. Er hatte bereits den Zytgloggeturm in Bern wiederaufgebaut. Deshalb sehen sich die beiden Bauwerke ähnlich.

Zwölf Türme sind erhalten – vier verschwunden

Das Stadtbild von Murten, wie es sich heute dem Betrachter bietet, ist geprägt durch die Ringmauer und die der Mauer entlang unregelmässig verteilten zwölf Türme. Auf drei Seiten der Stadt besteht die Befestigungsmauer durchgehend: Von der Terrasse der Französischen Kirche führt sie bis etwa in die Mitte der Schlossgasse und geht dann über in eine gewöhnliche Altstadtgasse bis zum Stadtangang vor dem Schloss. Auf der vierten Seite – seeseitig vom Schloss bis zur Französischen Kirche – ist von der Stadt aus kaum ein Verteidigungswerk erkennbar. Der Blick vom Hafengebiet bestätigt, dass hier die Topographie mit dem steilen Hang zum See bereits einen Schutz gegen feindliche Angriffe bot.

Von der Gesamtanlage, wie sie vor der Schlacht bestand, sind vier Bauwerke gänzlich verschwunden: nämlich die zwei Tore der Ryf-Ansiedlung («Rive») unten am See, das in Richtung Avenches führende Obere Tor sowie auch das Bollwerk vor dem heutigen Berntor. Drei dieser Elemente wurden in der kurzen Zeit von 1803 bis 1805 abgebrochen, da diese sicher eine Behinderung des Verkehrs darstellten. Dreissig Jahre später wurde dann der Katharinenturm mit dem Abschluss der Ringmauer bei der Französischen Kirche dem (nicht realisierten) Projekt einer Stadtpromenade geopfert.

Sehr viele dieser Verstümmelungen – um es mit Lokalhistoriker Ernst Flückiger (1890–1969) zu sagen – fallen in die Zeit des 19. Jahrhunderts, als die Stadt erst aus ihren Mauern herauszuwachsen begann. Nach Ernst Flückiger haben ebenfalls der Freiburger Kunsthistoriker Hermann Schöpfer (1939–2020) mit dem Band *Seebezirk II* der Kunstdenkmäler der Schweiz und der Stadtarchivar Markus Rubli, aus dem reichhaltigen Murten Stadtarchiv viele Informationen erschlossen. Diese erlauben es, die Baugeschichte der Stadt über die Jahrhunderte bis in die heutige Zeit im Detail zu beleuchten.



Sicht vom Hexenturm auf die Südostseite der Ringmauer mit sieben dazu gehörenden Türmen bis zum Turm der Deutschen Kirche. Bild Alain Grandjean



Aussicht vom Hexenturm auf den Stadtgraben und das letzte Stück der Ringmauer an der Schlossgasse. Bild Alain Grandjean

Nutzungskonflikte über die Jahrhunderte

Schon aus dem Jahr 1404 kennt man eine Vorschrift, wonach keine Öffnungen im unteren Bereich der Stadtmauer gebrochen werden durften – nicht für Fenster und Türen und auch nicht für Latrinen. Dies ist ein Hinweis darauf, dass damals schon Häuser angelehnt an die Mauer errichtet wurden. Den heutigen Parzellenplänen ist zu entnehmen, dass dies für 36 bestehende Bauten an den entsprechenden Gassen der Fall ist. Das wohl älteste noch erhaltene dieser Gebäude ist das spätgotische Haus Rübenloch, das um 1550 erbaut wurde.

Die mittelalterliche Bausubstanz stand während des ganzen 19. Jahrhunderts von verschiedenen Seiten unter einem Veränderungsdruck. Die Stadt erhielt von den Hausbesitzern Eingaben für die Öffnung von Fenstern und Türen, wenn nicht gar für den Abbruch von Häusern mitsamt dem dazu gehörenden Abschnitt der Ringmauer.

Die Stadt selber hatte in ihrer Planung verschiedentlich auch hochambitiöse Umgestaltungen vorgesehen. So etwa um 1850, wo für den Bau eines neuen Wohnquartiers die ganze Ringmauer vom Grossen Schimmel bis zum Schloss samt und anders verschwunden wäre. Dann wieder ein Viertel-

jahrhundert später, als der Anschluss Murtens an die Eisenbahn als Anlass zur Planung einer direkten Verbindung zur Hauptgasse genommen wurde; dies mit einer Durchstichstelle über die Parzellen des Hauses Rübeloch und des Nebenhauses. Mit dem Bau eines Damms zum Bahnhof hinunter war das Vorhaben aber zu teuer für die finanzschwache Stadt und so wurde es nicht realisiert. Zum Glück, mag man wohl schon wenige Jahrzehnte später gedacht haben: Denn der Druck endete erst ab Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Aufkommen des Heimatschutzgedankens. Dies umso mehr, als die nunmehr einmalig gut erhaltene Wehranlage in Murten als historisches Denkmal schweizerischer Bedeutung erkannt wurde.

Instandhaltung ganz in Händen der Stadt

Ab 1915 wurde unter der Ägide der Eidgenössischen Denkmalpflege ein grosses Sanierungsprogramm abgewickelt. Dieses wurde allerdings nicht zu Ende geführt und erfolgte auch nicht so fachgerecht, wie es heute eine verfeinerte Kenntnis der Materialien sowie die diesbezügliche Analytik erlauben. Es dauerte etwa sechzig Jahre, bis wieder eine Restauration im grossen Stil fällig war. Bei diesen Arbeiten in den Jahren 1993 bis 1999 wurde auch

der Wehrgang gesichert, so dass er auf der ganzen Länge der Südostseite – vom Hexenturm bis zum Kirchturm – für das Publikum geöffnet werden konnte.

Seither ist eine grundlegende Änderung in der Organisationsform für den baulichen Unterhalt der Ringmauer und der Türme eingetreten, indem die Stadt Murten grundsätzlich den Lead bei der Durchführung der denkmalersischen Pflegemassnahmen übernommen hat. Bei dieser Aufgabe folgt sie dem eigenen *Instandhaltungskonzept Stadtbefestigung* von 2011. Demnach kontrolliert die Bauverwaltung laufend den Zustand der Anlage und des Baumaterials, identifiziert den Bedarf an baulichen Interventionen und setzt Prioritäten entsprechend der Gefahr von Schäden an der Bausubstanz sowie nach den sicherheitstechnischen Erfordernissen. Die vorzunehmenden Massnahmen werden zu einem Instandsetzungsvorhaben zusammengefasst, das der Gemeinderat als Investitionskredit dem Generalrat vorlegt.



Die Gemeinde Murten hat 2013 den Hexenturm saniert. Bild Archiv Lib./Corinne Aeberhard

Es hat sich eingespielt, dass die notwendigen Arbeiten im Zweijahresrhythmus jeweils mit einem Betrag von 200 000 Franken in das Budget aufgenommen werden; das letzte Mal im Dezember 2018 für grössere Arbeiten am Katzenturm, welche dann 2019 ausgeführt wurden. Dabei gehen die manchmal auch weniger hoch ausfallenden Kosten zunächst zu Lasten der Stadtkasse. Bei Vorliegen der Endabrechnung werden aber der Stadt bis zu fünfzig Prozent der Ausgaben – mit den entsprechenden Subventionsgesuchen an Bund und Kanton – erstattet. Fortlaufend folgen so die beschlossenen Arbeiten an einem Abschnitt auf die Planung der nächsten Sanierungsetappe. Diese wird dann auf Grund der erkannten Dringlichkeit während der folgenden zwei Jahre umgesetzt.

Alle Jahre wieder in Murten zu Gast

Eine Neuerung, die das 21. Jahrhundert in die Pflege der Türme und Mauern gebracht hat, ist die Schaffung von Nistplätzen für Mauersegler mit zweihundert Kästen, die sich an vier Standorten befinden: unter dem Dachgebälk des Grossen Schimmels und des Zerschossenen Turms sowie zwei bei der Stadtmauer an der Schlossgasse. Es ist auf das Engagement von zwei Benützern von Gartenflächen im Stadtgraben zurückzuführen, dass diesen Zugvögeln mit einer ganz aussergewöhnlichen Lebensweise eine artenspezifische Behausung angeboten werden konnte.

Die für das Vorhaben angefragte Bauverwaltung der Stadt liess 2011 ein Konzept betreffend Nisthilfen auf Ringmauer und Schloss für Mauersegler, Fledermäuse, Schleiereulen, Turmfalken und Turmdohlen ausarbeiten. Im Einvernehmen mit dem Amt für Kulturgüter und dem Bauinspektorat konnten danach die Nisthilfen installiert werden. Seither haben die zwei Initianten als rüstige Senioren auch manche Stunde in die Bereitstellung, Pflege und Reinigung der Nistkästen eingesetzt. Ihre Arbeit an den Mauerkronen wurde auch von Erfolg gekrönt, denn die Mauersegler finden Jahr für Jahr wieder den Weg nach Murten. So sind sie während ihres Aufenthalts ab etwa Juni bis August zu sehen und zu hören, wenn sie hoch oben um die Nistplätze schwirren, bevor sie im August zum langen Flug gegen Süden ansetzen.

Von Katzen, Hunden und Menschen

Von Hubert Schaller,
Alterswil



Die meisten Menschen verfügen über eine oder mehrere Kindheitserfahrungen, die so wirkungsmächtig sind, dass sie sich wie ein Glanz oder wie ein langer Schatten auf ihre Zukunft legen, je nachdem, ob es sich um Glücks- oder Unglückserfahrungen handelt. Meine Glückserfahrung geht so: Wir hatten zu Hause einen Hund und eine Katze, die ungefähr zur gleichen Zeit Junge warfen. Der Hund war ein Spitzer und hiess Susi. An den Namen der Katze erinnere ich mich nicht mehr, wenn sie denn überhaupt einen Namen hatte. Susis Bauch war so rund und voll, dass man darin eher einen kleinen Elefanten hätte vermuten können als feine, zierliche Hündlein, es sei denn, es wären ihrer fünf, sechs oder gar sieben gewesen. In Wahrheit waren es acht. Die Katze begnügte sich mit der Hälfte, aber sogar das war ihr zu viel, denn sie war der hungrigen Kleinen schnell überdrüssig und liess sie zum Trinken nicht mehr an ihre Zitzen heran. Vergeblich flössten wir ihnen mit Glasröhrchen tröpfchenweise Kuhmilch ein. Nach Stunden lagen sie trotzdem atemlos hingestreckt unter der Decke, die sie jetzt auch nicht mehr zu wärmen vermochte. Nur ein einziges Kätzchen hielt länger durch. Als aber auch dessen Lebenskraft spürbar zu schwinden begann und wir Geschwister in unserer Verzweiflung nicht mehr ein und aus wussten, kam jemandem die Idee, das entkräftete kleine Wesen Susi unterzujubeln. Schliesslich hatte die

Hundemutter noch ein paar Zitzen frei und auch an Milch schien es ihr nicht zu fehlen. So legten wir das hungrige Kätzchen vorsichtig neben die kleinen, gierigen Hündlein und harrten gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Und siehe da, der kleine Fremdling schien weder Susi selbst noch ihre Jungen zu stören. Susi nahm ihn an, als hätte sie ihn im eigenen Bauch ausgetragen und zur Welt gebracht. Und dem Kätzchen schmeckte die Hundemilch nicht weniger als seinen acht Nebenbuhlern, die es – trotz seinem komischen Aussehen – ohne weiteres als Artgenossen akzeptierten. Der Kater, denn als solcher stellte er sich später heraus, gedieh prächtig, wurde stark und selbstbewusst und fühlte sich sein Leben lang zu Hunden hingezogen.

Viele, viele Jahre blieb diese Geschichte unter all dem verborgen, was ein Leben halt so mit sich bringt. Erst vor einigen Monaten erinnerte ich mich wieder an sie. Ich hatte das Radio eingeschaltet und hörte zufällig eine Auswahl von persönlichen Kriegserlebnissen, die ein deutscher Sender aus Anlass des Kriegsendes vor 75 Jahren zusammengeschritten hatte. Und plötzlich war sie wieder da, die Geschichte, auf die ich vor mehr als zwanzig Jahren in einem Buchantiquariat gestossen war. Sowohl der Titel des Buches als auch jener der Geschichte sind mir entfallen, ebenso der Name der Autorin. Es war einzig und allein die Geschichte selbst, die mich in ihren Bann zog und die ich hier – wenn auch nur bruchstückhaft und ohne mich für ihren Wahrheitswert persönlich verbürgen zu können – nacherzählen möchte.

* * *

Die Geschichte spielt in den letzten zwei bis drei Kriegsjahren in einem kleinen, abgelegenen Hof in der Nähe der deutsch-polnischen Grenze. Auf diesem Hof wohnte eine Mutter mit ihrem achtjährigen Mädchen. Der Vater diente als Unteroffizier

in der deutschen Armee. Seit mehreren Wochen wartete die Frau vergeblich auf eine Nachricht von ihm. Wie sich erst viel später herausstellte, sass der Mann zu dieser Zeit in einem russischen Gefangenenlager. Die Briefe, die er für seine Liebsten zu Hause schrieb, wurden zwar entgegengenommen, aber kein einziger erreichte sein Ziel. Die Frau musste mit dem Schlimmsten rechnen.

Eines Morgens bei Tagesanbruch, als sie Gartenwerkzeug aus dem Schuppen holen wollte, rappede sich eine menschliche Gestalt vor ihr auf, die offensichtlich die Nacht im Schuppen verbracht hatte. Bei näherem Hinsehen entpuppte sich diese Gestalt als Mann, der in Häftlingskleidern steckte und bis auf die Knochen abgemagert war. Es bedurfte keiner besonderen Kombinationsgabe, um den nächtlichen Eindringling als russischen Soldaten zu identifizieren, der aus dem nahe gelegenen Gefangenenlager Zeithain geflohen war und nach wochenlangen Fussmärschen die russische Grenze zu erreichen hoffte. Vor ihr stand also ein halbverhungertes Feind, der sie aus tiefen Augenhöhlen anstarrte und ein paar unverständliche Wörter stammelte, die in einem plötzlichen Hustenanfall untergingen und die die Frau nicht anders denn als unterwürfiges Flehen um Schonung interpretieren konnte. War es das Wissen darum, dass sie, ausser ihrer Tochter, weit und breit keine Menschenseele hören konnte, war es Mitleid mit dieser entkräfteten Kreatur, dass sie dem Impuls, nach Hilfe zu schreien, widerstand? Was danach folgte, musste mit dem spontanen Entscheid der Frau zu tun haben, zuerst den Menschen im Feind und nicht den Feind im Menschen zu erblicken. Jedenfalls sass dieser russische Flüchtling kurze Zeit später am Küchentisch und stopfte gierig Brotscheibe um Brotscheibe sowie ein hartes Stück Käse in sich hinein. Dass die Frau ihn dabei nicht aus den Augen liess, schien er erst zu bemerken, als er sich verlegen vom Tisch erhob und nach deutsch klingenden Wörtern suchte, um sich bei ihr zu bedanken. Und wieder brach ein Husten aus ihm heraus, der seinen geschwächten Körper gehörig schüttelte. «In diesem Zustand werden Sie nicht weit kommen», hörte sich die Frau sagen und erschrak vor den eigenen Worten, die sich fast wie eine Einladung anhörten zu bleiben, bis er wieder zu Kräften kam.

Um es kurz zu machen: Die Frau bereitete dem Mann tatsächlich ein verstecktes Krankenlager, stärkte ihn mit Speis und Trank und atmete erleichtert auf, als sich der Fremde nach drei Tagen und drei Nächten wieder soweit erholt hatte, dass er seine Flucht fortsetzen konnte. Der neugierigen Tochter hatte sie umständlich erklärt, dass ein Onkel von weither zu Besuch gekommen sei und nun wieder zu Frau und Kindern zurückkehren wolle. Hosen, Hemd und Kittel ihres Mannes passten dem Fremdling gar nicht übel. Die Häftlingskleider hatte die Frau vorsichtigerweise schon in der ersten Nacht im Ofen verbrannt. In einem Schuldersack, den sie ihm zum Abschied überreichte, steckten ein halbes Brot, eine Wurst und ein paar Äpfel. Und weil ein nächtlicher Sturm im Anzug war, hatte sie noch schnell Hut und Mantel ihres Mannes aus dem Schrank geholt. Der Mann hätte ihr gerne noch etwas gesagt, aber seine Stimme versagte. Mit glänzenden Augen drückte er ihr die Hand, liess sie erst wieder los, als die Frau leicht errötete, und verschwand schliesslich wortlos in der Dunkelheit. Die Frau blickte ihm geistesabwesend nach. Was hatte es zu bedeuten, dass dieser Rücken, auf dem sie beiläufig Folterspuren entdeckt hatte, als der Mann sich am Morgen am Brunnen gewaschen hatte, und der jetzt sonderbarerweise in den Mantel ihres verschollenen Gatten gehüllt war, dass dieser Kopf, der jetzt mit einem vertrauten Hut bedeckt war, ebenso geisterhaft aus ihrem Leben verschwanden, wie sie drei Tage zuvor in ihrem Leben aufgetaucht waren?

Kaum einen Tag später sass die Frau einem Verhörer gegenüber. Einer argwöhnischen Nachbarin war aufgefallen, dass sie sich in den letzten drei Tagen nicht mehr auf dem Feld hatte blicken lassen, obwohl doch die Ernte noch lange nicht eingebracht war. Um der Sache auf den Grund zu gehen, schlich sie in der Abenddämmerung zum Haus heran und entdeckte durch ein schwach erleuchtetes Fenster eine unbekanntes männliche Gestalt. Weil die Nachbarin wusste, dass russischen Häftlingen im nahegelegenen Lager hin und wieder die Flucht gelang, ging sie mit ihrer Entdeckung zur Gestapo. Die Beschuldigte hielt es zum Erstaunen des vor Wut schäumenden Verhörrichters von Anfang an mit der Wahrheit. Diese Wahrheit hatte einen hohen Preis: Bis zum Kriegsende wurde die Frau in ein sogenanntes Umerziehungslager für Kollaborateure gesteckt, einem Konzentrationslager in vielem nicht unähnlich. Die Tochter wurde während der Gefangenschaft ihrer Mutter der Obhut einer arischen Familie – allesamt treue Parteimitglieder – anvertraut.

Nach der Befreiung durch die Rote Armee konnte die Frau mit ihrer Tochter den verwaisten Hof wieder übernehmen. Zwei Jahre später kehrte ihr Mann aus der russischen Gefangenschaft zurück. Der Krieg, die bitteren Erfahrungen im Internierungslager hatten ihm die Sprache geraubt, dafür seine Neigung zum Jähzorn ins Unerträgliche gesteigert. Als einzige Medizin für seine traumatischen Erfahrungen an der russischen Front liess er den Alkohol gelten. Eine süchtig machende Medizin, die ihn nach sechs Jahren ins Grab brachte.

Mutter und Tochter blieben allein auf dem Hof zurück, so wie sie es Jahre zuvor gewohnt waren. Ohne dass sie es auszusprechen brauchten, war es eine Gewohnheit, in die sie beide gerne zurückkehrten. Als die Tochter Jahre danach schliesslich Haus und Hof verliess, um in einer fernen Stadt ihr Glück zu versuchen, fiel ihr zum ersten Mal auf, wie sich die Zeichen des Alters und der Müdigkeit in die Gesichtszüge ihrer Mutter gelegt hatten. Gerne hätte sie sie mitgenommen, an ihrer Seite die grosse weite Welt entdeckt, aber sie spürte nur zu genau, dass das Leben ihrer Mutter diesen einzigen Platz zugewiesen hatte und dass sie den Menschen nicht mehr genug vertraute, um diesen Platz jemals wieder zu verlassen.

Die Tage, Monate und Jahre flossen gleichmässig dahin, wurden nur selten vom Besuch von entfernten Verwandten oder von einer ehemaligen Schulfreundin unterbrochen.

Nur ein einziges Mal fuhr ein unbekannter Wagen vor, der offensichtlich von der grossen Verbindungsstrasse abgekommen war und sich in diese Einöde verirrt zu haben schien. Ein älterer Mann sass am Steuer. Nach einem kurzen Wortwechsel mit der Frau auf dem Beifahrersitz stieg der Mann aus, zog einen alten, abgewetzten Mantel über und setzte sich mit bedächtiger Langsamkeit einen etwas aus der Form geratenen Hut auf, als gälten diese Gesten nicht ihm allein, als wären sie eher ein andächtig vollzogenes Geheimritual, das er sehr, sehr lange für diesen einen und einzigen Augenblick einstudiert und aufgespart hatte. Die Frau auf dem Vorplatz, die sich schon auf den Wagen zubewegt hatte, um den Insassen den Weg zur nächsten Stadt zu erklären, hielt geistesabwesend inne, und es kam ihr so vor, als würde ihr aus einer alten, abgelegten Erinnerung eine ungeahnte Kraft zuwachsen, weil sie endlich zuzulassen bereit war, dass diese Erinnerung auf dem Boden ihres Schmerzes langsam Wurzeln schlagen konnte.

Hier endete die Geschichte, aber ganz zum Schluss brachte sich noch die Erzählerin selbst ins Spiel. An den genauen Wortlaut kann ich natürlich nicht mehr erinnern, aber der Sinn ihrer Worte ist mir plötzlich wieder so gegenwärtig, als hätte ich sie erst gestern gelesen. Ungefähr so haben sie sich mir ins Gedächtnis eingeschrieben: «Das ist die Geschichte einer deutschen Fluchthelferin, die einem russischen Flüchtling das Leben gerettet hatte, während ihr Mann, ein deutscher Unteroffizier, in russischer Gefangenschaft ausharrte. Das ist die Geschichte einer einfachen Frau, deren Spuren durch die grosse, weltbewegende Geschichte schon lange verwischt wurden. Und ich, die ich selber zu einer alten Frau geworden bin, habe dieser Frau am Totenbett versprochen, dass ich ihre Geschichte festhalten und weiter erzählen werde, so oft und so gut ich es als ihre Tochter vermag.»

* * *

Mikesch, so taufte wir ihn, wurde wie gesagt ein starker, selbstbewusster Kater. So stark und eigenwillig und freiheitsliebend, dass er wochenlang in der Wildnis verschwand, um irgendwann, wenn wir schon nicht mehr mit ihm gerechnet hatten, plötzlich wieder halbverhungert und verwildert aufzutauchen um bei uns seinen Bärenhunger zu stillen. Sobald es ihm dann zu Hause wieder zu eng und zu gemütlich wurde, verschwand er von neuem. Wir gewöhnten uns daran, dass er halb zu uns und halb der Freiheit gehörte, und wir genossen es, wenn er sich wieder einmal an uns erinnerte und zurückkam, um Kraft zu sammeln für ein neues Abenteuer. Nur einmal blieb er länger als üblich, so lange, dass wir Schlimmes befürchteten. Und als er dann doch kam, kam er anders, nämlich auf drei Beinen, das rechte hintere Bein war vermutlich in eine Mähmaschine geraten. Mikesch humpelte wie ein Kriegsversehrter, der nicht wusste, wie er sich wieder im Leben zurechtfinden sollte. Diesen Anblick ertrugen wir nicht. Ein älterer Bruder brachte Mikesch zu einem befreundeten Wildhüter, der ihn mit dem Gnadenschuss in den Katzenhimmel beförderte. Oder war es etwa der Hundehimmel?

Grosse Konjunktion am Abendhimmel

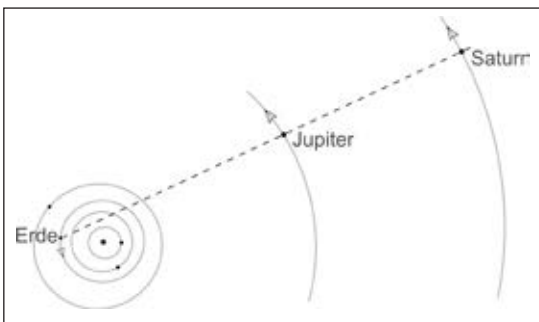
Klaus Vonlanthen, Düdingen,
Mitarbeiter der Sternwarte
Ependes

Rund alle zwanzig Jahre kommen sich die beiden Planeten Jupiter und Saturn am Himmel scheinbar sehr nahe. Am 21. Dezember 2020 ist es mal wieder so weit. Könnte ein solches Zusammentreffen allenfalls eine Erklärung liefern für den Stern von Bethlehem?

Seit 2006 besitzt unser Sonnensystem noch die acht Planeten: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun. Damals wurde der frühere Planet Pluto, der erst 1930 entdeckt wurde, zurückgestuft und gilt seither nur noch als Zwergplanet. Von der Erde aus sind die fünf Planeten bis Saturn von blossem Auge sichtbar. Für Uranus und Neptun braucht es schon ein Fernrohr.

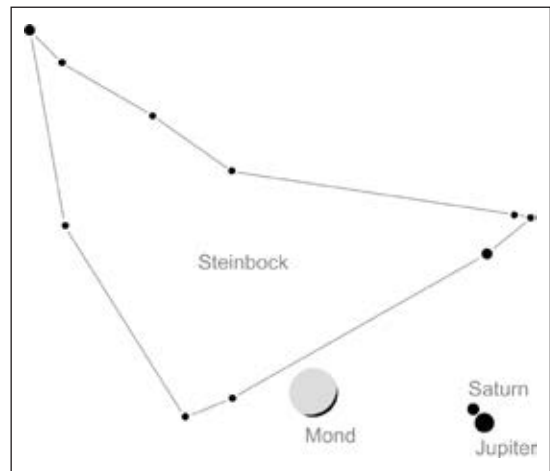
Grosse Konjunktion 2020

Alle Planeten unseres Sonnensystems kreisen um die Sonne. Je weiter sie von ihr entfernt sind, desto länger brauchen sie für eine Umlaufzeit. So kommt es dann und wann vor, dass zwei Planeten von der Erde aus gesehen fast auf einer Linie stehen. Dies nennt man eine Konjunktion. Wenn es sich dabei um die beiden grössten Planeten unseres Sonnensystems, das heisst um Jupiter und Saturn handelt, dann spricht man von einer «Grossen Konjunktion». Eine solche nächste Grosse Konjunktion findet nun am 21. Dezember 2020 statt: Die beiden Planeten kommen sich um 19.37 Uhr am nächsten.



Erde, Jupiter und Saturn sind am 21. Dezember 2020 auf einer Linie.

Vier Tage vorher, am 17. Dezember, kann bei klarem Himmel der Mond kurz nach dem Einnachten bei der Suche helfen: Knapp über dem südwestlichen Horizont ist die schmale Mondsichel sichtbar und oberhalb davon das Sternbild des Steinbocks. Rechts der Mondsichel, fast waagrecht, finden sich die beiden Planeten: der hellere unterhalb ist Jupiter, der obere Saturn. Da es noch vier Tage dauert bis zur grössten Annäherung sind die beiden Planeten noch als zwei nahe, aber doch unterschiedliche Punkte erkennbar.



Richtung Südwesten vier Tage vor der Konjunktion, am 17. Dezember 2020.

Zum Zeitpunkt der Grossen Konjunktion, am 20. Dezember 2020 um 19.37 Uhr sind Jupiter und Saturn höchstens noch mit dem Feldstecher oder im Fernrohr als zwei verschiedene Punkte auszumachen.

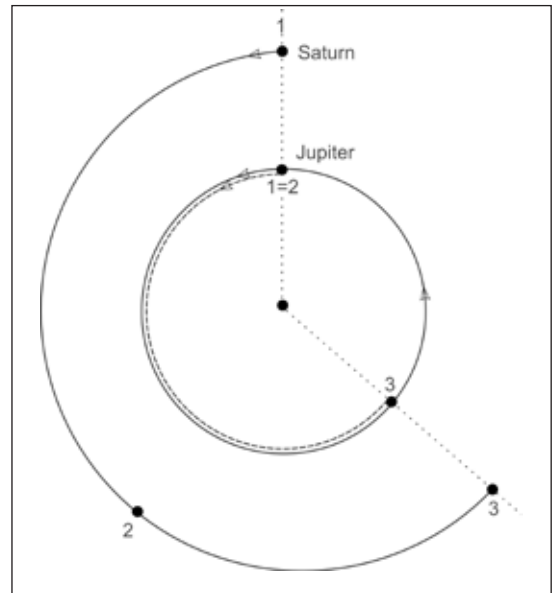
Grosse Konjunktionen sind eher selten. Hier eine Auflistung seit 1900:

Datum	Abstand	im Sternbild
28.11.1901	27'	Steinbock
10.09.1921	57'	Jungfrau
07.08.1940	1°11'	Widder
19.10.1940	1°14'	Widder
15.02.1941	1°17'	Widder
19.02.1961	14'	Schütze
31.12.1980	1°03'	Jungfrau
04.03.1981	1°03'	Jungfrau
24.07.1981	1°06'	Jungfrau
28.05.2000	1°09'	Stier
21.12.2020	6'	Steinbock
31.10.2040	1°08'	Jungfrau
08.04.2060	1°07'	Jungfrau
15.03.2080	6'	Steinbock
19.09.2100	1°13'	Jungfrau

In der zweiten Kolonne ist der jeweilige Winkelabstand zwischen den beiden Planeten aufgeführt. Die beiden Planeten kommen sich im Jahre 2020 so nahe wie sonst nur noch 2080. Dies ist näher als jede Konjunktion seit 1623, damals betrug der Abstand 5'.

Rund alle zwanzig Jahre

Wie die Auflistung zeigt, treten Grosse Konjunktionen nur etwa alle 20 Jahre auf, genauer alle 19.86 Jahre. Dies hat mit den Umlaufzeiten von Jupiter und Saturn zu tun. Jupiter umkreist die Sonne in rund 12 (genauer 11.86) Jahren und Saturn in rund 30 (29.46) Jahren. Jupiter ist schneller und holt Saturn nach rund einer ganzen und einer Zweidrittel-Umkehrung wieder ein. Im Anhang wird gezeigt, wie sich die genauen Zeiten des Einholens berechnen lassen.

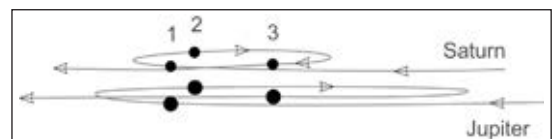


Jupiter holt Saturn etwa nach einer $1\frac{2}{3}$ -Umdrehung wieder ein.

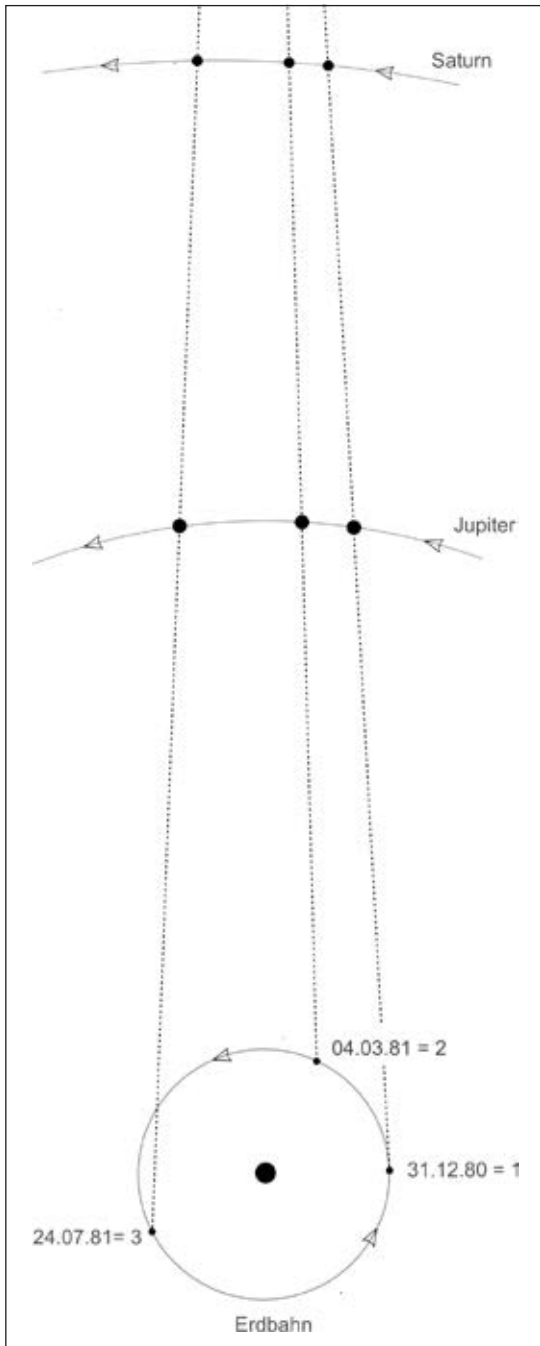
Wir gehen bei dieser Berechnung der nächsten Konjunktion so vor, als würden wir von der Sonne aus beobachten. Von der Erde aus, die sich gleichzeitig auch noch um die Sonne dreht, wird die genaue Berechnung deutlich schwieriger. Auch beobachten wir nicht vom Erdmittelpunkt aus, sondern von der Erdoberfläche. Zudem nehmen wir vereinfachend an, dass sich die Planeten auf Kreisbahnen mit gleichmässiger Geschwindigkeit um die Sonne kreisen, in Wirklichkeit sind es aber elliptische Bahnen und die Geschwindigkeiten ändern sich im Verlauf der Umkreisung. Dazu kommt noch, dass sich die Planeten nicht genau in einer Ebene, der Ekliptik, um die Sonne bewegen, sondern etwas schief dazu liegen. Aus diesem Grund gibt es auch nicht bei jeder Konjunktion eine Bedeckung.

Grösste Konjunktion

Bei genauem Studium der Auflistung der Konjunktionen fällt auf, dass Grosse Konjunktionen zwar etwa alle zwanzig Jahre auftreten, aber ab und zu innerhalb eines Jahres dann gleich dreimal, wie zum Beispiel 1940/41 und 1980/81.



Grösste Konjunktion 1980/81 von der Erde aus gesehen.



Positionen von Erde, Jupiter und Saturn bei der Grössten Konjunktion 1980/81.

Ob es zu einer Grössten Konjunktion kommt, hängt davon ab, in welcher Position sich die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne befindet: Die Erde umkreist die Sonne ja viel schneller als die äusseren Planeten. Wenn nun eine Grosse Konjunktion dann auftritt, wenn die Erde Jupiter und Saturn ge-

rade auf der Innenbahn überholt – diese Position heisst Opposition (zur Sonne) –, dann tritt einige Monate vorher und einige Monate nachher eine zusätzliche Grosse Konjunktion auf. Wegen des Überholens hat man von der Erde aus den Eindruck, die äusseren Planeten würden sich für eine kurze Zeit rückwärts bewegen und so wiederholt sich die Konjunktion dreimal.

Die nächste sogenannte Grösste Konjunktion ereignet sich übrigens erst wieder in den Jahren 2238/39, also nicht mehr zu unseren Lebzeiten.

Stern von Bethlehem

Die meisten Ereignisse in unserem Sonnensystem laufen nach einem festen Fahrplan ab und lassen sich Jahrhunderte im Voraus berechnen, aber auch zurückrechnen in die Vergangenheit. So lässt sich zeigen, dass im Jahre 6 (je nach Zählung auch 7) vor Christus eine Grösste Konjunktion aufgetreten ist. Jupiter und Saturn haben sich also dreimal angenähert. Dies gilt neben einer Supernova oder einem Kometen als mögliche Erklärung für den Weihnachtsstern, der den drei Königen aus dem Morgenland den Weg gewiesen habe.

Anhang

Herleitung der Berechnung von Konjunktionen (aus Sicht der Sonne) unter Annahme von kreisförmigen Planetenbahnen und damit konstanten Winkelgeschwindigkeiten:

T_1 = Umlaufzeit des inneren (schnelleren) Planeten.

T_2 = Umlaufzeit des äusseren (langsameren) Planeten.

In einer Zeiteinheit (in der Einheit der Umlaufzeiten)

legt der schnellere $\frac{1}{T_1}$ des ganzen Umlaufs zurück und der langsamere $\frac{1}{T_2}$.

Der schnellere hat also nach einer Zeiteinheit einen Vorsprung von $\frac{1}{T_1} - \frac{1}{T_2}$. Nach T Zeiteinheiten soll er eine ganze Umdrehung Vorsprung, also den langsameren wieder eingeholt haben:

$1 = T \cdot (\frac{1}{T_1} - \frac{1}{T_2})$, also dividiert durch T ergibt die Formel: $\frac{1}{T} = \frac{1}{T_1} - \frac{1}{T_2}$.

Quellen

- Wikipedia: Grosse Konjunktion
- Conjunctions of Jupiter and Saturn, Donald E. Vetz, Journal of the Royal Astronomical Society of Canada, 2000 Aug./Oct.
- Vereinfachte Simulation der Umkreisungen, www.geogebra.org
- de.wikipedia.org/wiki/Stern_von_Betlehem
- Illustrationen aus den Simulationsprogrammen Stellarium und Celestia, vom Autor selber nachgezeichnet.

Von der Kirche in die Nati A

Von Christophe Zürcher,
Merlach

Einmal Gold, einmal Silber und viermal Bronze – die Ausbeute der Freiburger Badminton-Spielerinnen und -Spieler fiel auch an den diesjährigen Schweizer Meisterschaften beachtlich aus. Der Kanton Freiburg und speziell der Sensebezirk sind Hochburgen des rasanten Rückschlagspiels. Die Wurzeln der sportlichen Grosserfolge liegen in Wünnewil – eine Spurensuche unter der kundigen Führung des Trainers und Experten Dominik Andrey.

Neues zu wagen, das erfordert Mut. Der dafür notwendige neugierige, offene und mutige Pioniergeist scheint im unteren Sensebezirk besonders stark zu sein – genauer gesagt in Wünnewil. Waren es doch Wünnewiler Turner, welche 1963 das Gipfelkreuz auf der Spitzfluh errichteten. Seit nun schon 57 Jahren thront die Holzkonstruktion auf dem felsigen Gipfel oberhalb des Schwarzsees.

Bereits sechs Jahre zuvor ging eine andere Pioniertat von Wünnewil aus, die seither zahlreiche sportliche Gipfelstürme zeitigen sollte: Im Jahr 1957 fanden hier die kantonsweit ersten Badminton-Trainings und -Partien statt. Gespielt wurde im auffälligen Gebäude der alten Kirche, da dieser Raum als einziger über eine ausreichende Deckenhöhe verfügte. Die Wünnewiler Badminton-Pioniere erfuhren aber nicht nur «göttliche Unterstützung», wie es in einem Artikel der «Freiburger Nachrichten» aus dem Jahr 2010 heisst, sie erhielten auch einen entscheidenden Impuls aus der Zentralschweiz: Kanis Riedo sel. eröffnete damals in Wünnewil ein Coiffeurgeschäft. Riedos Frau war Zugerin, dank ihr hatte er den dort bereits stärker verbreiteten Badminton-sport für sich entdeckt. Er brachte die ersten Rackets und gefiederten Shuttles nach Wünnewil und war so für den «Urknall» des Sensler und somit auch des Freiburger Badmintons besorgt. Dies bloss drei Jahre nach der Gründung der Schweizer Badminton-Föderation (heute Swiss Badminton).

In Wünnewil begann alles mit einer kleinen Gruppe von Kindern und Jugendlichen, die Kanis Riedo um sich scharte. Es handelte sich sowohl um Knaben als auch Mädchen – wobei die katholische Obrigkeit den Mädchen das Badmintonspiel rasch wieder verbieten und erst Jahre später wieder erlauben sollte. Teil dieser Gruppe war auch Dominik Andrey, zu diesem Zeitpunkt neun Jahre alt. Er sollte die Freiburger Badminton-Szene später als langjähriger Trainer und Jugend+Sport-Experte entscheidend mitprägen. Vorerst nimmt er uns aber mit zu den Wünnewiler Wurzeln. Es ist Ende Mai 2020, wir sitzen in Andreys Wintergarten in Wünnewil. Dominik Andrey ist ein lebhafter



Die Wünnewiler um 1960 als erstes Freiburger Interclub-Team: Marius Glauser, Hubert Riedo, Hermann Thalman, Erwin Müller, Meinrad Schorro, Kanis Riedo. Bild «Freiburger Volkskalender» 1986

Starker Sensler Einfluss in den Badmintonclubs des Seebezirks

Aktuell wird im Sensebezirk in fünf Clubs Badminton gespielt, nebst Wünnewil, Tifers und Schmittlen sind dies Düdingen und Rechthalten. Im Seebezirk wurden im Aufstiegsjahr des BC Tifers 1988 Vereine in Murten und Kerzers gegründet. Die Kerzerser spielten von 2005 bis 2008 gar in der Beletage des Schweizer Badmintons, der Nationalliga A. Eine wichtige Rolle in der Murtner Badminton-Szene spielt der gebürtige Wünnewiler Thomas Stulz als sehr aktiver Trainer des Nachwuchses. Stulz hatte zuvor um die Jahrtausendwende unter anderem die Union Tifers/Freiburg gecoach, bevor er sich als Turn- und Sportlehrer auch beruflich in Richtung Seeland orientierte. Der jüngste Badmintonclub entstand kurz nach der Errichtung der neuen Sporthalle 2006 in Gurmels, wobei auch hier der Sensler Einfluss unverkennbar ist. Schliesslich sassen bei der Gründungssitzung am 10. Februar 2006 im Gurmels «Sternen» mit Hugo und Béatrice Aebischer sowie Heribert Schöpfer drei «Wünnewiler Auswanderer» am Tisch. Acht der 23 Badmintonvereine des Kantons Freiburg – mehr als ein Drittel – sind also in Deutschfreiburg beheimatet, während die beiden Bezirke weniger als einen Viertel der Freiburger Bevölkerung stellen. Diese Gegenüberstellung zeigt die anhaltende Popularität des Badmintonsports in Deutschfreiburg.

Erzähler, immer wieder schleicht sich ein verschmitztes Funkeln in seine Augen hinter der dünnrandigen Brille.

Selbst gemalte Linien und Shuttles auf der Empore

Dominik Andrey erinnert sich gut an die Spiele in der alten Kirche: «Im Winter war es im heizungslosen Raum eiskalt, der Wind pfliff durch die zerborstenen Fensterscheiben.» Diese widrigen Umstände vermochten den Eifer der Pioniere aber nicht zu dämpfen. Alle packten mit an, zusammen schuf man die nötige Infrastruktur: Die Linien, welche das Badminton-Feld unterteilen, wurden mit Hilfe von Schablonen in grüner Farbe auf die Tannenholzbretter gemalt. «Als Netz fungierte

eine Schnur, welche wir mit Zeitungspapier umwickelten.» Immerhin konnten recht bald richtige Badminton-Netze organisiert werden.

1958 folgte bereits die Gründung des Badmintonclubs Wünnewil. Das Spielniveau stieg dank Trainings und regelmässigen Freundschaftsspielen gegen Vereine wie Biel und La Chaux-de-Fonds nach und nach, zugleich wuchs die Gruppe rund um Kanis Riedo stetig. Eine kirchenspezifische Eigenheit der Infrastruktur bildete aber eine Konstante und sorgte für eine bekannte Wünnewiler Badminton-Anekdote – Dominik Andrey dazu: «Das Problem war die Empore hinten in der Kirche. Wenn man einen langen Ball spielte, landete dieser oben auf der Empore. Der Ballwechsel war vorzeitig beendet und eine Wiederholung wurde fällig.»

Kein Wunder also, zog es bald schon erste Wünnewiler Akteure ins Bernbiet, wo man fürs Badmintonspiel auf Turnhallen zurückgreifen konnte. Hubert Riedo und Dominiks Bruder Edy Andrey spielten für den BC Bern auf höchstem Schweizer Niveau in der Nationalliga A und gewannen mit ihrer Mannschaft von 1972 bis 1974 drei Interclub-Meistertitel. Riedo/Andrey waren nicht nur in der Team-Kategorie, sondern auch in sämtlichen anderen Klassen für Sensler Ehren besorgt: Den Anfang machte Hubert Riedo als Schweizermeister im Einzel 1969. 1971 und 1972 liess er zwei weitere Titel folgen, bevor Edy Andrey die Kategorie von 1973 bis 1978 sechs Mal in Serie für sich entscheiden konnte. Dank dem Duo Riedo/Andrey wurden die Siebziger zu einem goldenen Jahrzehnt fürs Freiburger Badminton. Nebst den neun Herren-Einzel-Titeln standen die beiden im Herren-Doppel von 1971 bis 1975 fünf Mal zusammen zuoberst auf dem Podest. Auch im Mixed schwangen Riedo und Andrey obenaus: Hubert Riedo gewann den Schweizermeistertitel 1973 an der Seite von Brigitte Geser. Edy Andrey siegte 1972 und legte von 1974 bis 1979 eine weitere beeindruckende Serie mit sechs Mixed-Titeln hin. Ihm zur Seite stand mit der Baslerin Liselotte Blumer aber auch die beste Schweizer Badmintonspielerin aller Zeiten (16-fache Einzel-Schweizermeisterin, 18-fache Schweizermeisterin im Damen-Doppel, 13-fache Schweizermeisterin im Mixed-Doppel). Blumer sorgte 1980 mit dem Sieg bei den Europameisterschaften im niederländischen Groningen für den bisher grössten Schweizer Erfolg im Badminton. Doch auch Hubert Riedo konnte einen internationalen Triumph feiern, als er 1969 das traditionsreiche Swiss Open mit Teilnehmern aus aller Welt für sich entschied.



Edy Andrey und Hubert Riedo beim Freundschaftsspiel gegen China in Freiburg (27.4.1976) vor 900 Zuschauern. Bild Dominik Andrey

Trainingsfleissige Damen und die Symbiose von Beruf und Freizeitsport

Währenddessen tat sich auch in der Heimat von Hubert Riedo und Edy Andrey einiges, der Badminton sport wurde im Kanton Freiburg zunehmend institutionalisiert. Ein erster Schritt war die Verlagerung der Badminton-Trainings des BC Wünnewil aus der alten Kirche in Hallen in Villars-sur-Glâne und Freiburg (die erste Turnhalle in Wünnewil wurde 1968 erstellt und dient nach einer Sanierung heute als Spielhalle).

Es kam zu einer ersten Welle von Vereinsgründungen: So wurde im Jahr 1969 der BC Freiburg gegründet, in den Siebzigern folgten Bulle und Tafers. Der Vorgängerverein des heutigen BC Tafers hiess damals noch BC Racket und trainierte in der Turnhalle Gambach. Die Trainings fanden beim ambitionierten 1.-Liga-Verein wöchentlich statt. Bereits 1974 folgte der Aufstieg in die Nationalliga B.

Dominik Andrey war unterdessen von Wünnewil zum BC Racket gewechselt und stand gemeinsam mit seinen Mannschaftskollegen plötzlich vor einer grossen Herausforderung: Bisher hatte der BC Racket noch kein Damen-Team gehabt. In der Nati B mussten gemäss Liga-Richtlinien aber sowohl Damen als auch Herren antreten. Es folgte ein trainingstechnischer Parforce-Ritt, wie sich Dominik Andrey erinnert: «Im Frühling 1974 begannen meine Frau Annelies und Elmar Perlens Frau Anita mit dem Badminton-Training. Schon im Herbst traten sie dann mit uns in der Nationalliga B an.»

Anfangs habe man aufgrund von mangelnder Erfahrung noch gegen den Abstieg kämpfen müssen, sich dann aber zunehmend etablieren können.

Ab 1976 konnte der BC Racket in Tafers in der neuen OS-Sporthalle trainieren, damit folgte auch die Umbenennung.

Bereits ein Jahr zuvor hatte Dominik Andrey's langjährige Karriere als Juniorentainer begonnen. Beruf und Freizeitsport ergänzten sich in Andrey's Fall teilweise geradezu optimal: Für ihn ergaben sich aus beruflichen Chancen oft auch sportliche Möglichkeiten. Dieses Muster findet sich schon am Anfang von

Dominik Andrey's Trainerkarriere: Der damals 27-Jährige unterrichtete als Sekundarlehrer in Tafers und konnte im Sensler Hauptort auch gleich den Posten des Badminton-Juniorentainers übernehmen. Rasch trug Andrey's Arbeit sportliche Früchte: «Mit Monika Mauron und Simone Riedo wurden schon in den 70er-Jahren zwei U13/14-Juniorinnen Schweizermeisterinnen.» Auch die Tafersner Junioren entwickelten sich gut, mit Stephan Dietrich, Bruno Fasel, Pascal Zbinden und Christian Küttel reiften starke Spieler heran. Im Jahr 1979 wurde Badminton in den Kanon des schweizerischen Sportförderprogramms Jugend+Sport aufgenommen. Dominik Andrey fuhr nach Magglingen, «absolvierte die Leiterkurse im Schnelldurchlauf» und bildete sich so zum J+S-Experten weiter.



Dominik Andrey im Jahr 1994 als Juniorentainer des BC Schmitten. Bild Dominik Andrey

1985 war es schliesslich ein Berufswechsel, welcher Dominik Andrey seine langjährige sportliche Heimat finden lassen sollte: «Ich machte die Ausbildung als Sozialarbeiter und trat eine Stelle in Schmittlen an.» Damit verbunden trainierte Andrey fortan die Schmittner Badminton-Juniorinnen und -Junioren. Diesem Amt blieb er mehr als drei Jahrzehnte treu, erst im Jahr 2019 trat er als 71-Jähriger zurück. Auch in Düdingen hatte Andrey als Trainer der Aktiven und Junioren gewirkt. Ein Jahr zuvor hatte Dominik Andrey zum letzten Mal als J+S-Experte geamtet. In dieser Funktion hat er in knapp vier Dekaden jährlich neue Badminton-Leiterinnen und -Leiter ausgebildet. Von diesen sollten in der Folge wiederum neue Impulse ausgehen, welche dem Badmintonsport im ganzen Kanton förderlich waren.

Tafers als Speerspitze, Schmittlen als Kaderschmiede

Tafers blieb seiner Rolle als sportliche Speerspitze des Freiburger Badmintons auch nach Dominik Andreys Wechsel als Juniorentrainer Mitte der 80er-Jahre zum jungen BC Schmittlen – 1984 gegründet – treu: 1988 belohnte sich der Verein mit dem Aufstieg in die Nationalliga A. Abgesehen von

einem kleinen NLB-Intermezzo in der Saison 2016/17 mit direktem Wiederaufstieg sind die Sensler Hauptörtler seither Mitglied in der höchsten Schweizer Spielklasse. Entscheidend dafür war unter anderem der Zusammenschluss mit dem Nati B-Team des BC Freiburg im Jahr 1997, welcher die Union Tafers-Freiburg ins Leben rief.

Parallel dazu sorgten Schmittlens Junioren unter der Ägide von Dominik Andrey zunehmend für Furore. Andreys Trainerkarriere erstreckt sich über mehr als vier Jahrzehnte, ein halbes Menschenleben. Entsprechend reich ist sein Erfahrungsschatz. Als sportlich besonders erfolgreiche Zeit denkt er aber vor allem gerne an die 1990er- und 2000er-Jahre zurück: «In diesen beiden Jahrzehnten hatten wir mit den Schmittner Junioren grosse Erfolge.» Viele Spieler schafften den Sprung ins Nationalkader: Dominik Andreys Söhne Olivier und Michael, dazu Simon Enkerli und Lukas Zurkinden. «Mit dem Nationalteam reisten sie an internationale Turniere bis zur Badminton-Grossmacht China, das waren schon ganz besondere Erfahrungen.» Auch auf nationaler Ebene zahlte sich die gute Schmittner Juniorenarbeit aus. Nebst mehreren Juniorentiteln gabs so später in der Elite-Kategorie



Olivier Andrey 2016 im Einsatz für die Union Tafers-Freiburg. Bild Archiv Lib./Corinne Aeberhard

zahlreiche Schweizermeister-Titel: Olivier Andrey gewann von 2004 bis 2014 sechs Mal im Herren-Einzel, sein Bruder Michael errang von 2005 bis 2007 drei Herren-Doppel-Titel in Serie an der Seite des Solothurners Christian Bösiger und Simon Enkerli holte in der gleichen Kategorie den Sieg im Jahr 2008, dies zusammen mit dem Basler Roman Kunz. Daneben verbuchten die Schwestern Judith (ein Damen-Einzel-Titel 2001, fünf Damen-Doppel-Titel) und Fabienne Baumeyer (drei Damen-Doppel-Titel, drei Mixed-Titel) nationale Erfolge, sie allerdings als Vertreterinnen des BC Tafers.



Das Taferser Damen-Doppel Céline Burkart und Nicole Schaller in der Saison 2017/18. Bild Archiv Lib. Charles Ellena

Tafers leistete im Nachwuchsbereich also ebenfalls gute Arbeit, profitierte aber oft auch von der hochwertigen Vorarbeit im Ausbildungsverein Schmitten. Aktuelles Beispiel dafür ist das Geschwistertrio Nicole, Oliver und Benedikt Schaller, welches in Schmitten badmintontechnisch geformt wurde, letztes Jahr für sämtliche sechs Freiburger Medaillen an den Schweizermeisterschaften verantwortlich war und im Schweizer Interclub für die Union aufläuft. Den gleichen Weg ging auch ihr Cousin Julian Lehmann.

Zusammenfassend kann man zur erfolgreichen Ausbildungsarbeit in der Freiburger Badmintonszene mit einem Augenzwinkern festhalten, dass Dominik Andrey tatkräftig mitgeholfen hat, seine eigene Prophezeiung wahr werden zu lassen. Im «Freiburger Volkskalender» des Jahres 1986 wagte er als frischgebackener Schmittner Juniorentrainer im Rahmen seines Artikels «Badminton im Kanton Freiburg» folgende Prognose: «Es ist sicher nicht verfehlt zu sagen, dass auch in Zukunft die

Jugendlichen des Kantons Freiburg auf nationaler, wenn nicht sogar auf internationaler Ebene ein Wort mitreden werden.» Auf seine treffliche Vorhersage angesprochen muss der heute 72-jährige Dominik Andrey schmunzeln: «Ich war einfach gerne Trainer, habe es mit einem polysportiven, aufs Spielerische fokussierten Ansatz versucht und merkte mit zwanzig Juniorinnen und Junioren auf sechs Feldern in meinen Anfangsjahren in Schmitten rasch, dass da viel Motivation und Potenzial vorhanden ist.»

In der Folge organisierte Andrey nebst Trainings auch Fahrten an nationale Turniere. Als dreifacher Familienvater und Vollzeit-Arbeitnehmer wurde er stark durch seine Frau unterstützt, wie er sagt. Nur so sei es ihm möglich gewesen, Wochenende für Wochenende mit dem Freiburger Badminton-Nachwuchs durch die Schweiz zu tingeln, um den Juniorinnen und Junioren Wettkampfpraxis an Turnieren zu verschaffen: «St. Gallen, Basel – meistens nahmen wir den ersten Zug, manchmal waren wir auch mit einem kleinen Bus oder mit einigen Eltern und ihren Autos unterwegs.» Während all den Jahren als Trainer sei es ihm

stets wichtig gewesen, dass die Kinder und Jugendlichen sich dem Badminton sport mit Freude nähern konnten: «Alles, was mit Zwang zu tun hat, bringt gar nichts.» Der beste Beweis, dass Dominik Andrey mit seinem Ansatz goldrichtig lag, findet sich in der nächsten Generation der Familie: Noch heute greifen die beiden längst erwachsenen Söhne Olivier und Michael sowie Tochter Carole zwi-schendurch gerne zum Badminton-Racket und lassen die Shuttles fliegen. Ihr Vater Dominik tut es ihnen gleich, dies als national äusserst erfolgreicher Senior mit mittlerweile 33 Doppel-Titeln.

Quellen

- *Badminton im Kanton Freiburg*, in: «Freiburger Volkskalender», Jahrgang 1986, S. 173f.
- Mit «göttlicher Unterstützung» in die NLA, in: «Freiburger Nachrichten», 26.3.2010.

Wie aus dem Feuerwehrmagazin «le cinéma» wurde

Von Niclas Maeder,
Murten

Seit 2001 ist das Kino im alten Feuerwehrmagazin an der Schulgasse ein fester Bestandteil des Städtlis in Murten. Mit einem charakteristischen und innovativen Programm schafft es das Team seit zwanzig Jahren, Zuschauerinnen und Zuschauer immer wieder aufs Neue zu begeistern.

Das historische Städtchen Murten, von einer mittelalterlichen Ringmauer umgeben, ist ein Magnet für Besucherinnen und Besucher. Sei es für einen gemütlichen Spaziergang durch die Lauben, einen Kaffee in einem der etlichen Restaurants oder das Erledigen von Besorgungen beim Bäcker oder in der Metzgerei. Auch an Programmvorschlägen für einen erlebnisreichen Abend mangelt es nicht. Dazu trägt auch das alte Feuerwehrmagazin in der Schulgasse bei. Nein, gemeint ist nicht das Beobachten ausrückender Feuerwehrfahrzeuge! Seit zwanzig Jahren flimmern im ehemaligen Fahrzeugdepot Filme für Jung und Alt über eine Leinwand, die sich hinter den rot-weiss gefärbten Eingangstoren verbirgt.

Betrachtet man das Gebäude von aussen, erinnert kaum etwas an ein Kino. Das sei auch so gewollt, verrät Alexander Hayoz, Verwaltungsratspräsident des Kinos in Murten. Das Gebäude sei von aussen nur saniert, aber kaum umgebaut worden. Er und Verwaltungsrat Ueli Heiniger blicken zufrieden auf die zwei Jahrzehnte lange Geschichte des Kinos zurück. Sie können es kaum glauben, wie schnell die Zeit vergangen ist. «Es sei viel geschehen», so Heiniger. Umso schöner ist es, dass die Murtner Bevölkerung so hinter dem eigenen Kino steht, sagen sie bei einem Treffen in den Kinoräumlichkeiten.

Ein Start mit Hürden

Bei einem Blick in die Archive verschiedener Lokalzeitungen wird klar, dass das Projekt, in Murten wieder Filme zu zeigen, nicht von Anfang an unter einem guten Stern stand. Dabei gaben sich die Initianten alle Mühe, die Murtnerinnen und Murtner für ein Kino innerhalb der Stadtmauern zu begeistern. Im Herbst 1999 rollten Anita Fahrni, Iris Zahnd-Hofer, Thomas Bachmann und Jann Fahrni den roten Teppich aus – quer durch die Altstadt bis hin zum auf der anderen Seite der Altstadt gelegenen Rathaus. Ziel war die Bewerbung des Kinos in der Öffentlichkeit. Obwohl sich die Aktion im Ort herumgesprochen hatte, liessen sich interessierte Personen nur langsam zum Kauf von Inhaberaktien bewegen. Das erste Ziel, die eintausend Aktien zum Wert von je dreihundert Franken



Der Name ist Programm: Frontansicht des ehemaligen Feuerwehrmagazins mit den charakteristischen Fahrzeugtoren in rot-weiss. Bilder zvg

unter die Leute zu bringen, wurde nicht erreicht, sodass die Pläne ins Wanken gerieten. «Schwierig ist die Finanzierung auch deshalb gewesen, weil keine grossen finanzkräftigen Firmen hinter dem Projekt standen», präzisiert Ueli Heiniger.



Trotz anfänglicher Geldsorgen nahmen die Umbaumaassnahmen im Jahr 2000 Fahrt auf.

Zur Deckung des benötigten Aktienkapitals trug eine Bevölkerungsgruppe besonders bei: Zirka neunzig Prozent der Aktien fanden in Familien mit Kindern neue Besitzerinnen und Besitzer. Das liege vor allem daran, dass Kinobesuche nicht immer einfach zu organisieren waren, sagte Initiator Jann Fahrni 2001, besonders dann nicht, wenn für eine Kinovorstellung nach Freiburg oder Bern gefahren werden musste. Da liessen es Familien meist bleiben und entschieden sich für andere Aktivitäten.

Aktienkauf in letzter Minute

Dementsprechend gross war das Bedürfnis der Bevölkerung nach einem örtlichen Kino. Bei der ersten Aktion, um Abnehmer für die Aktien einer zu gründenden Kino-Aktiengesellschaft zu finden, wurden aus dem Nichts Aktien im Wert von insgesamt sechzigtausend Franken gezeichnet – ein Erfolg, der das Team motivierte und nicht aufgeben liess. Doch die Euphorie verflog rasch, als die gesetzte Frist zum Erreichen der benötigten dreihunderttausend Franken Aktienkapital schnell näherkam. Eine Fristerstreckung war die Folge, um das Projekt nicht vorzeitig beenden zu müssen. Doch selbst bis kurz vor Ablauf im September 2000 waren nicht alle Aktien verkauft.

Erst in letzter Sekunde entschied sich jemand für den Kauf von Kino-Aktien im bemerkenswerten Umfang von achtzehntausend Franken, sodass dem Baubeginn im Jahr 2001 doch nichts mehr im Wege stand.

Die Leitung des Umbaus übernahm denn auch Architekt Jann Fahrni. Während im Innern des alten Feuerwehrmagazins massive bauliche Veränderungen nötig waren – unter anderem auch das Ausheben eines grossen Loches, um Platz für den schräg angelegten Kinosaal zu machen – blieb aussen alles beim Alten. Die Tore, die einst die Feuerwehrfahrzeuge vor Wind und Wetter schützten, dienen heute als Blickfang. Man sieht dem Gebäude an, dass es ursprünglich nicht als Kino konzipiert wurde. Treten heute jedoch Besucherinnen und Besucher durch die Glastür ein, erwartet sie keine Fahrzeughalle voller Lösch- und Rettungsmittel. Direkt im Eingangsbereich befinden sich die Ticketverkaufsstelle und der

Kiosk. Geradeaus weiter blickt man bereits in den Vorführungssaal, der durch einen Vorhang vom Eingang abgegrenzt wird. Die Leinwand nimmt die gesamte Wand in Anspruch.

Neben klassischen Vorstellungen werden auch 3D-Filme gezeigt. «Unser Kino kann in Sachen Technologie gut mit den grösseren Multiplex-Kinos mithalten», so Heiniger. Die in acht Reihen angeordneten roten Kinossessel habe man im Tessin gefunden. Dort wurden sie in Mendrisio einem Kino abgekauft. «Bei der Montage haben wir dann alle geholfen – oder haben es zumindest versucht», sagt er schmunzelnd.

Ein Kino, das aus der Reihe tanzt

Das Kino Murten ist nicht ein typisches Kino. Geprägt ist die Schweizer Kinolandschaft immer mehr durch grosse Komplexe mit mehreren Sälen – genannt Multiplex-Kinos – in denen gleichzeitig verschiedenen Filme gezeigt werden können. Mit einem einzelnen Kinosaal und 72 Sitzplätzen ist die Grösse beschaulich. Dies sei bewusst so gehalten, meint Ueli Heiniger. «Ein kleines Kino ist Attraktion und Faszination zugleich. Die Intimität und Ambiance sind mit grösseren Kinos nicht zu vergleichen.» Nicht selten werde die Filmvorstellung

mit einem vorherigen Abendessen in einem der vielen Restaurants der Altstadt verknüpft, sodass das Erlebnis über den eigentlichen Film hinausgehe. Die Eigenheit zeigt sich auch in der Auswahl der Filme. Seit dem Beginn der Filmvorführungen setzte das Kino auf Filme in der Originalversion und versah sie mit deutschen und französischen Untertiteln. Das kommt beim Publikum gut an: «Wir haben eine überregionale Ausstrahlung, auch über die Kantonsgrenzen hinaus», sagt Verwaltungsratspräsident Alexander Hayoz.

Es gäbe immer mehr Cineasten, welche die Filme lieber im Original sehen würden. Die Lage an der Sprachgrenze berge dementsprechend durchaus Chancen. Die Kinobesucherinnen und -besucher kämen nicht nur aus Deutschfreiburg, sondern auch aus dem angrenzenden Waadtland oder dem Kanton Bern. Es fänden durchaus auch Stadtbernerinnen und Stadtberner den Weg nach Murten, die einen Film nicht in grossen Multiplex-Kinos schauen möchten, so Hayoz. Ueli Heiniger pflichtet ihm bei: «Es gibt neben dem Publikum für Grosskinos auch eine Gruppe gepflegter, cinephiler Leute, die die Atmosphäre eines kleinen Kinos mehr schätzen.»



Während das Haus von aussen seinen Charakter behält, wurde im Innern alles umgekrempelt.

Wenig Action, mehr Studiofilme

Für die Auswahl der Filme zeigt sich im Team Anne Mathys zuständig. Sie ist für die Programmation verantwortlich und entscheidet darüber, wie das Programm aussieht. Dazu informiert sie sich über neue Filme und besucht regelmässig Vorpremieren.

Auffallend ist die Abwesenheit von Filmen aus dem Action-Genre auf der Leinwand. Diese passen nicht so wirklich ins Kino Murten, sagt denn auch Hayoz. Es werden hauptsächlich Schweizer Filme, Studiofilme und Kinderfilme gezeigt. Das funktioniert in Murten ganz gut. Natürlich werde dennoch nicht auf Klassiker wie die allseits beliebten *James-Bond*-Filme, die Abenteuer rund um den Zauberer *Harry Potter* oder die *Lord of the Rings*-Trilogie verzichtet.

Wie gut vernetzt das Kino ist, lässt sich gleich an der ersten Filmvorführung aufzeigen. Die Erstaufführung von *Der Herr der Ringe* war nicht nur der erste im neuen Kino im Feuerwehrmagazin gezeigte Film, sondern eine der ersten Vorstellungen des Streifens weltweit. Murten reihte sich im Dezember 2001 in die Reihe von Weltmetropolen ein und stand für diese eine Vorstellung im Zentrum der Kinowelt. Mit 1020 verkauften Eintritten und siebzehn Vorstellungen rangiert der auf J. R. R. Tolkiens Fantasy-Roman basierende Film auf Platz vier der Erfolgsliste des Kinos Murten.

Übertrumpft wurde der zweihundert Millionen Dollar teure Film aber nicht etwa von *Harry Potter* oder *James Bond*, die dem weltweiten Kinopublikum

durchaus ein Begriff sind. Spitzenreiter mit 1638 Eintritten und 28 Vorstellungen ist die französische Filmkomödie *Intouchables* (deutscher Titel: *Ziemlich beste Freunde*) aus dem Jahr 2011, dicht gefolgt von zwei Schweizer Produktionen im Dialekt: Die Komödie *Mein Name ist Eugen* (1320 Eintritte bei 21 Vorstellungen) und der Familienfilm *Schellen-Ursli* (1122 Eintritte bei 23 Vorstellungen) belegen die Podestränge zwei und drei.

Dass französische und Schweizer Filme Produktionen aus Hollywood den Rang ablaufen, charakterisiert das Kino «Le cinéma Feuerwehrmagazin N°1» gut. «Diese Filmgenres laufen besonders gut», bestätigt denn auch Ueli Heiniger. Jugendliche fänden den Weg in den Kinosaal

weniger häufig als jüngere Kinder oder Erwachsene: «Die Jungen sind nicht gerade scharf darauf, im gleichen Kinosaal zu sitzen wie die Eltern. Sie möchten raus und etwas Neues erleben, kommen dann aber in ihren Zwanzigern zurück ins örtliche Kino.»



Das Kino liegt innerhalb der Ringmauern von Murten und ist ein nicht wegzudenkender Teil der Altstadt.

Der Blick in die Zukunft

Dass Murten auf eine treue Zuschauerschaft zählen kann, liegt nicht nur an der breiten Film- auswahl und dem gemütlich daherkommenden Vorführungsraum. Das Team des Kinos gibt sich grösste Mühe, die Besucherinnen und Besucher auf vielfältigste Weise in die Räumlichkeiten zu locken. Nicht nur, dass neben den Filmen auch andere Veranstaltungen an der Schulgasse 18 stattfinden: Während es für Frauen eine «Ladies Night» gibt, in der zum gekauften Kinoeintritt ein «Cüpli» ser- viert wird, kommen auch die Herren in den Genuss eines Männerabends – eine Flasche Bier inklusive. Eine Marktlücke schlossen das Murtner Team zu- sammen mit den Kinos in Laupen und Ins. An vier Abenden flimmern nicht Filme von Regisseuren wie Michael Steiner (*Mein Name ist Eugen*) und Philippe de Chauveron (*Qu'est-ce qu'on a fait au Bon Dieu?*) über die Leinwand, sondern Opern- aufführungen. So finden auch grosse Komponis- ten wie Wolfgang Amadeus Mozart und Giuseppe Verdi ihren Weg in das alte Feuerwehrmagazin.

«Dieser Vielfalt wollen wir auch in Zukunft treu bleiben», sagt Alexander Hayoz. Natürlich werden neben dem charakterbildenden Programm auch Actionklassiker wie der neue James-Bond-Film *No Time to Die* ihren Platz haben. Dennoch möchte sich das Kino Murten treu bleiben und mit der eigenständigen und vielfältigen Programmausrich- tung zeigen, dass Kino nicht gleich Kino ist. Dass dies möglich ist, beweist die kleine Einrich- tung in den Ringmauern nun seit zwanzig Jahren. Um mit der Konkurrenz mithalten zu können, sei das Kino nun daran, neue Investitionen zu tätigen. Die nun schon seit zehn Jahren betriebene elektro- nische Anlage zum Vorführen der Filme müsse bald wieder an den neuen Standard angepasst wer- den. Dazu wird das Kino eine neue Projektions- anlage anschaffen.

Wie genau das Zwanzig-Jahr-Jubiläum 2021 began- gen wird, können Alexander Hayoz und Ueli Hei- niger noch nicht sagen. Dazu sei es noch zu früh. Es ist aber zu erwarten, dass das familiäre Kino im Stedtli auch für diesen Anlass mit einem innovati- ven und spannenden Programm auftrumpfen wird.

Von Jean-Pierre Anderegg,
Bauernhausforscher,
Freiburg

Die Versetzung ländlicher Bauten – vor und nach dem Ballenberg-Zeitalter

Der Export freiburgischer und damit auch der Import auswärtiger Baukulturüter hat nicht erst mit dem Aufbau des Sensler Gehöfts im Freilichtmuseum Ballenberg begonnen – solche Transplantationen waren in unseren Regionen schon vor langer Zeit üblich. Wo die Juristen des Mittelalters das Haus als «Fahrhabe» bezeichneten, meinten sie die klug durchdachten einheimischen Holzkonstruktionen, die problemlos auseinandergenommen, abtransportiert und andernorts wiederaufgebaut werden konnten – und können.

Wer die Stadt Freiburg in Richtung des mittleren Sensebezirks verlässt, kommt vor dem Verkehrskreislauf von Bürglen/Bourguillon an einem auffälligen, zwischen zwei Scheunen eingeklemmten Mauerturm vorbei. Der ehemalige Kornspeicher gehörte zu einem der beiden alten Gutshöfe des Weilers. Unter einem Speicher stellen wir uns aber sonst eher einen kleinen Block- oder Ständerbau vor. Von diesen gibt es hier tatsächlich auch noch zwei, allerdings etwas versteckte, Exemplare: Hinter der Wallfahrtskirche steht eines aus dem Jahr 1724, ein zweites ist zwischen dem Herrensitz Diesbach und dem zugehörigen ehemaligen Pächterhaus anzutreffen.

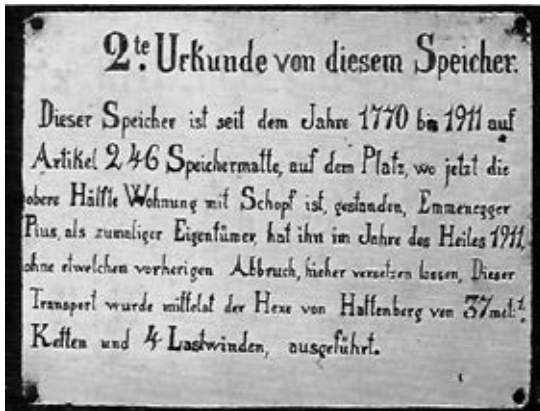
Die verwitterten Wände des letzteren Speichers sind diskret befenstert und verraten damit den sanften Umbau zum kleinen Wohnhaus. Beim näheren Zusehen fallen über der beschnitzten Tür zwei Inschriften ins Auge, die zum Baudatum von 1758 auch Namen und verschiedene

Initialen enthalten. *DISER SPEICHER HAT LASEN BAVEN SAMVEL (D)ÜLMMAN* lesen wir, in deutlich eingekerbten Grossbuchstaben, dazu *M.A.ST.Z.B.*, wovon der erste Buchstabe eindeutig eine Zimmermeistersignatur ankündigt (**Abb. 1**). Der Bauernhausforscher stutzt, errät er doch mit Hilfe seines Handwerkerkatalogs nicht nur den Zimmermann



1) Verschiedene Handwerkersignaturen am Speicher Diesbach in Bürglen/Bourguillon. Die obere Zeile bezeichnet den Zimmermeister Adam Stulz von Ferenbalm, geb. 1712, der auch im Murtenbiet gebaut hat. Bild Jean-Pierre Anderegg

Adam Stulz aus Ferenbalm («Z.B.» heisst «zu Balm»), sondern trifft dabei auch auf das in derselben Gemeinde (und nur hier!) vorkommende alte Bürgergeschlecht der Düllmann aus Gammen. Wie hat sich denn ein reformierter Bauer mit seinem alttestamentlichen Vornamen in der Mitte des 18. Jahrhunderts ins katholische, zudem herrschaftliche Bürglen verirrt?



2) Gedenktafel an einem Speicher in Berg/Schmitten. 1770 gebaut, 1911 versetzt. Bild Jean-Pierre Anderegg

Die «Freiburger Nachrichten» berichteten am 25. Januar 2007 und 28. April 2007 über eine spektakuläre Rettungsaktion des Gutsbesitzers und Familienforschers Benoît de Diesbach-Belleruche. Ihm hatte ein Landwirt in Fräschels seinen funktionslos gewordenen Speicher zum definitiven Abtransport überlassen, dies im Interesse beider Seiten – eine richtige Win-Win-Situation! Damit ist auch das Rätsel seiner Herkunft gelöst – allerdings vorläufig erst zur Hälfte...

Fräschels gehörte zwar zur seit 1530 protestantischen Gemeinen Herrschaft Murten und damit zum «politisch korrekten» Arbeitsumfeld des Ferenbalmers Stulz; ein Düllmann hingegen ist zu keiner Zeit in dieser Moosgemeinde nachgewiesen. Wo also befand sich der Speicher vor seinem ersten lokalen Eintrag im Brandversicherungsregister von 1812 – etwa noch in Gammen?

Mobile Immobilien

Die Verpflanzung von Speichern aus betrieblichen Gründen war in früheren Epochen nichts Ungewöhnliches. Dank ihrer genialen «Leichtbauweise» lassen sich die Holzverbindungen sowohl des Block- wie des Ständerbaus mit nummerierten Balken und Brettern ja problemlos auseinandernehmen und wieder zusammensetzen. Erst in neuerer Zeit verwendet man die «Methode Ballenberg», um die

Substanz kompakter Gebäudeteile erhalten zu können. Private – am neuen Standort nicht immer passende – Verschiebungen von Speichern aus Liebhabergründen sind andererseits in der Schweiz seit rund fünfzig Jahren populär, und zwar sowohl inner- wie auch ausserhalb des jeweiligen Herkunftskantons. Wer kennt nicht den imposanten «Emmentalerspeicher» in Zollhaus? Etwas weniger auffällig ist andererseits zum Beispiel ein kleiner «Senslerspeicher» im bernischen Dorf Gampelen. Hofintern war manchmal die Verschiebung über eine kurze Strecke angesagt. Dann kam und kommt die Do-it-yourself-Methode der Bauern zur Anwendung, die den Vorteil hat, das Gebäude «en bloc» transportieren zu können. Ein amüsantes Zeugnis bietet die Gedenktafel an einem Speicher in Berg/Schmitten, als man die Hilfe einer «Hexe» – gemeint ist der praktische Ketten-Flaschenzug – in Anspruch nahm (Abb. 2). Hundert Jahre später ist der Zimmermann Emil Wickli, zusammen mit dem Besitzer Erwin Brunner in Lustorf ähnlich vorgegangen, diesmal mit Traktorhilfe (Abb. 3).



3) Verschiebung des Speichers Brunner in Lustorf im Jahre 2006. Der Traktor zieht den Speicher auf improvisierten Schienen über sechzig Meter an den neuen Standort. Bild Jean-Pierre Anderegg

Zurück nach Fräschels! Dieses Dorf bietet noch andere überraschende Beispiele von versetzten Bauten. Der letzte hier verbliebene Speicher gibt uns wiederum einige Rätsel auf. Leicht identifizierbar ist dank seiner Initialen nur der Zimmermann: Jakob Mäder (MYM) aus Agriswil (Abb. 4). Er hat – fast im Sinne moderner Gepflogenheiten – im Jahr 1740 sogar einige Nachbarn und/oder Verwandte als Sponsoren des Bauherrn gewinnen können. Davon zeugen die individuell geschmückten Laubentreiben, die sogenannten «geschenkten Büge», alle mit je zwei- bis dreiteiligen Initialen des Stifters



4) Speicher Leu, Fräschels: Signatur des Zimmermeisters Jacob Mäder aus Agriswil, geb. 1705. Von ihm bestehen im Murtenbiet noch sechs signierte Bauten. Bild Jean-Pierre Anderegg

versehen. Dieser sympathische Brauch war im 18. Jahrhundert nicht nur im Seeland, sondern auch bis ins Emmental verbreitet (Abb. 5).

Wenn auch der Bauherr alle diese Bugstifter gekannt haben muss – uns Nachgeborenen bleibt ihre Herkunft vorerst im Dunkeln. Ein Einziger hat sich mit vollem Namen und Titel verewigt, nämlich *H HELFER AMAN*. Aber Achtung: Für den damaligen Dorfmeister war der Titel «(Gemeinde-)Ammann» hier noch gar nicht üblich, und der betreffende Familienname kommt im damaligen Fräschels schon gar nicht vor. Also noch ein Import?

Hier können uns nur die – heute ausserordentlich rar gewordenen – Lokalhistoriker zu Hilfe kommen. Ein solcher ist Hans Herren aus Murten, der die Gemeindearchive des Murtenbiets wie kein anderer durchforstet hat. Er weiss denn auch, dass mit dem «Ammann» vermutlich der «Wald-Ammann» gemeint war, gewissermassen der Ehrentitel für den verantwortlichen obersten Forstwart im Galm, dem bis heute bestehenden Staatswald im Murtenbiet. Damit geraten wir unvermutet ins anstossende Dorf Lurtigen, wo es damals tatsächlich einen Amtsinhaber dieses Namens gab. Manchmal braucht es kriminalistische Methoden, um das Geheimnis der «mobilen Immobilien» zu lüften. Im wörtlichen Sinne noch weiter hergeholt sind dann gar die Bauten selbst!



5) Speicher Leu, Fräschels: Geschenkte Büge. Zeichnung Theodor von Lerber

Neu bauen oder gleich ein Haus zügel?

Fräschels ist – wie die meisten Nachbarbdörfer mit früher vorwiegender Strohedachung – bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts regelmässig von Dorfbränden heimgesucht worden. Diese Erfahrung hat die Geschädigten erfinderisch gemacht: Statt von Grund auf neu zu bauen, war auch etwa ein in der Nachbarschaft herumstehendes, nicht mehr genutztes Bauernhaus hochwillkommen – vorausgesetzt, es liess sich leicht abtransportieren.

Wenigstens vier der fünfzehn nach dem letzten grossen Dorfbrand vom 24. Juli 1856 unmittelbar wieder aufgebauten Häuser wurden nachweislich durch «importierte» Gebäude ersetzt. Was dabei erstaunt: Es handelt sich ausschliesslich um

Riegelbauten. Gezügelt wurde das hölzerne Haus skelett ohne Wandfüllungen, die damals aus verputzten Feldsteinen gemauert waren. Diese musste man beim Neuaufbau mit neuem Material erstellen; wohl meist mit Tuff- oder Backsteinen. Für den Transport kam auch hier nur die «alte Methode» in Frage: Demontieren und neu Zusammenfügen der tragenden, horizontalen, vertikalen und diagonalen Balken, unter einem meist neuen Dach.

Wo hat man sich diese Abbruchobjekte beschafft? Interessanterweise stammen alle aus einer typologisch sehr ähnlichen Hauslandschaft, nämlich aus dem benachbarten Bernbiet, aus Wohlen, Kapellen, Brügg und Gossliwil. Letzteres gehört zum solothurnischen, aber protestantischen Bucheggberg.

Laut Brandversicherung hat man in Fräschels in der Mitte des 19. Jahrhunderts dem alten Holzbau typ mit Strohdach also doch endgültig abgeschworen und auch gleich etwas grosszügigere Grundrisse gewählt. Da der Hausplatz aber nicht beliebig erweitert werden konnte, blieben die Gebäude ungefähr gleich breit, wurden hingegen meist leicht verlängert.

Das aus Gossliwil gezügelte Haus hatte die Masse 79×38 Fuss (à 33 cm), gegenüber 69×36 Fuss beim Altbau. Der neue Versicherungswert betrug 8100 alte Franken (gegenüber 6500 Franken für den Altbau). Der Materialwert des Zügelobjekts kam auf 1000 Franken zu stehen. Diese Transaktion ging wie folgt vonstatten: Die Gemeinde Gossliwil, vertreten durch Ammann Bendicht Jaggi und Gemeindeschreiber T. Emch, verkaufte an Peter Kramer, Peters sel. von Fräschels, alles Holz, Eisen und Fenster aus dem Haus Nr. 40 um 280 Kronen. Die Gemeinde behielt aber das Mauerwerk, die Ziegel und die Kellertüre, ja sogar die restliche Strohdachbedachung (wohl über der Scheune). Sie stellte zum fachgerechten Abbau am 27. März 1857 die nötige Mannschaft, unter der Leitung eines Zimmermanns, unentgeltlich zur Verfügung.

Aus Alt mach Neu

Wie in den meisten vergleichbaren Fällen wurde der neu-alte Bau in Fräschels auf den noch gut erhaltenen gewölbten Keller aufgesetzt, der nur mit seinen, bis heute sichtbaren, rot verfärbten Sandsteingewänden (Türeinrahmung) von der Brandkatastrophe erzählt. Andererseits berichtet eine ausführliche Tennsturz-Inschrift von seinem Vorleben und zwar auf der Rückseite (und nicht mehr auf der Schaufront) des Hauses:

O Jesu lege deinen Segen auf dieses neu erbaute Haus, behüte doch auf allen Wegen all die da gehen ein und aus. Nimm es o Herr in deinen Schutz und biet selbst allem Bösen Trutz. Dies Haus wurde durch (Zimmermeister?) Bendicht Müller von Biezwil verfertigt und aufgerichtet den 25ten Weinmonat im Jahr 1828.

Andererseits lesen wir heute über der Haustür auf der Eingangsseite: B 1858 K (= Bendicht Kramer, der neue Besitzer, Bruder des Käufers).

Dreissig Jahre, das heisst während einer einzigen Generation, hatte das Haus also an seinem ursprünglichen Ort gestanden, bis es auf die rund dreissig Kilometer lange Reise Richtung Westen ging. Die übrigen drei hergeführten Bauernhäuser ähneln sich nicht nur untereinander, sondern auch den in Fräschels neu errichteten, sowie den verschonten Bauten, die auch schon den Typus des jüngeren, bernisch-freiburgischen «Seeländer Bauernhauses» verkörpert hatten: Ein Riegelbau unter Ziegeldach mit Giebelbogen («Rüdi») und integrierter Stallscheune (Abb. 6). Von den früheren Strohdachhäusern unter ihrem tief herabgezogenem Vollwalm oder Vierschilddach stehen heute nur noch zwei vom Dorfbrand von 1856 verschont gebliebene grössere Bauten. Sie sind mit 1689 und 1799 datiert. Der letztere Bau war übrigens noch in der alten Bau-tradition gleich nach dem vorausgehenden, ebenfalls verheerenden Dorfbrand von 1798 (neunzehn vernichtete Häuser) erstellt worden.



6) Haus Bendicht Kramer, Fräschels, 1857 hergezügelt aus Gossliwil SO. Zeichnung Theodor von Lerber

Im selben Jahr ereilte übrigens das benachbarte Dorf Ins ein ähnliches Schicksal: Hier waren 26 Wohnbauten betroffen. Was beim Wiederaufbau auch hier als offenbar selbstverständlich galt: Man suchte sich vorerst mit einem frei gewordenen Bauernhaus der Umgebung einzudecken. Der Ursprung dieses baulichen «Occasionsmarktes» reicht offenbar weit zurück. Wie eine Beschreibung

des Laupenamtes aus dem Jahr 1779 vermeldet, kauften vor allem die Tauner (Tagelöhner) nicht selten alte Häuser «aus dem Fryburgbiet» an. Dass ein Holzbau auch aus rechtlichen Gründen «möge dannen gfürt werden», vermerkt aber zum Beispiel schon die Murtensatzung von 1566.

Ein noch kaum erforschter Extremfall von Wiederverwertung ist die Verwendung des aus der hochgehenden Emme und Aare herausgefischten Schwemmholzes, das für die armen Schachenbauern manchmal zum Glück im Unglück werden konnte.

Bei Hausabbrüchen kommt auch heute noch gelegentlich Überraschendes zum Vorschein. 2018 wurde ein bis anhin verdeckter Tenntorsturz mit verwitterter Inschrift aus einem baufälligen Bauernhaus in Riedern, Überstorf, in den Neubau herübergerettet. Bei der Entzifferung staunten wir nicht schlecht, die Herkunft des Zimmermanns aus der Gemeinde Kirchberg bei Burgdorf festmachen zu können. Die nachträglich angebrachte Jahrzahl 1819 samt IHS-Monogramm wies eindeutig auf eine Verpflanzung hin.

Wie gesagt, gab und gibt es neben der sorgfältigen Demontage einzelner Bauteile noch andere Abbauethoden, wie zum Beispiel die Verschiebung «en bloc» mit Seilzug oder heute vor allem mit Kran und Tieflader. Die Versetzung ganzer Wandstücke (nach der «Methode Ballenberg») kam im Falle des Speichers von Heitenried zum Tragen, dem zweiten Objekt des Sensler Gehöfts im Freilichtmuseum. Giebel- und Seitenfassaden zeigten noch die Originalverschindelung von 1761, soweit bekannt ein gesamtschweizerischer Altersrekord (**Abb. 7**).

Die Geschichte der längst vergessenen Hausverpflanzungen hätte uns auch heute noch einiges zu sagen: Warum wegwerfen, was noch brauchbar ist? Recycling, sorgfältig und respektvoll eingesetzt, kann auch im Bausektor sinnvoll sein. In diesem Sinne trägt es auf jeden Fall zum haushälterischen Umgang mit unseren Ressourcen und zur vertieften Kenntnis der regionalen Baukultur bei.

Der Autor verdankt wertvolle Anregungen Andres Moser und Heidi Steinmann.



7) Der versetzte und im Freilichtmuseum Ballenberg im Jahr 2003 wiederaufgebaute Pfarrspeicher von Heitenried. Die zwei Bauphasen von 1652 (Erdgeschoss) und 1761 (Obergeschoss) sind gut ablesbar.

Bild Archiv Lib./Charles Ellena

Quellen

- Staatsarchiv Freiburg: Brandkataster Af 98
- Gemeindearchiv Fräschels: Hans Herren, Gemeindeurkunden Fräschels 1480–1900 (1990); Theodor von Lerber, Heimat-Album der Gemeinde Fräschels 1944

Literatur

- Jean-Pierre Anderegg, Die Bauernhäuser des Kantons Freiburg, Band 1: Die Bezirke Saane, See, Sense, Basel 1979, S. 377
- Jean-Pierre Anderegg, Letzte Reise eines Speichers, in: Freiburger Volkskalender 2004, S. 64f.
- Max Gschwend, Versetzbare Gebäude, in Regio basiliensis Band 28, 1987, S. 11–32
- N.A. Rudolf Holzer, Beschreibung des Amtes Laupen 1779, Bern 1984, S. 46
- Katharina König, Bauernhäuser aus Altholzbeständen, eine Erscheinung des Taunerwesens im 18./19. Jh.? In: Die Schweiz von 1350 bis 1850 im Spiegel archäologischer Quellen, 2018, S. 161–173
- Andres Moser, Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern, Landband II, Der Amtsbezirk Erlach, Der Amtsbezirk Nidau 1. Teil, Basel 1998, S. 264
- Hermann Schöpfer, Die Kunstdenkmäler des Kantons Freiburg, Band 5: Der Seebezirk II, Basel 2000, S. 312–316
- F.E. Welti, Die Rechtsquellen des Kantons Freiburg, 1/1: Das Stadtrecht von Murten, Aarau 1925, S. 341

Vor 75 Jahren begann es mit einem kleinen Lift

Von Imelda Ruffieux,
Plasselb

Die Kaisereggbahnen Schwarzsee AG feiern 2021 das 75-jährige Bestehen. Was 1946 mit einem kleinen Lift angefangen hat, ist im Laufe der Jahre zu einem der wichtigsten Tourismusanbieter im Sensebezirk geworden.

1.50 Franken: Soviel kostete am 15. Dezember 1946, am Eröffnungstag des ersten Skilifts am Schwarzsee, eine Bergfahrt. Mit einem Eröffnungsfest, dem Segen des örtlichen Pfarrers und einer Fackelabfahrt ist damals die Installation in Betrieb genommen worden. Pro Stunde konnte die Bahn 315 Personen auf den Berg befördern, von dem sie die 1376 Meter lange Abfahrt geniessen konnten.



Im Dezember 2021 sind es 75 Jahre, seit der erste Skilift am Schwarzsee eröffnet wurde.

Bild Archiv Kanis Zbinden/zvg

Der Krieg kam dazwischen

Schon früh hatte man am Schwarzsee das Potenzial zur Nutzung der Bergwelt für den Tourismus erkannt. Trägerschaft des ersten Skilifts war die am 24. Juni 1946 gegründete Skilift Schwarzsee AG. Sie setzte eine Idee um, die vorher schon eine Zeitlang in einigen Köpfen herumgeisterte. So lag bereits 1938/39 ein recht detailliertes Projekt vor. Es wurde aber wegen des 2. Weltkrieges auf Eis gelegt und erst wieder 1944 reaktiviert.

Eigentlich war auch nach dem Krieg das wirtschaftliche Umfeld nicht gerade rosig für den Aufbau eines Skilifts. So musste die Skilift Schwarzsee AG mit Staatsrat Alois Baeriswyl als erstem Präsidenten und 52 Aktionären sehr viel Pioniergeist und Weitsicht an den Tag legen. Die Initianten glaubten aber an den Erfolg des Projekts.

Schrittweiser Ausbau

Der Erfolg gab ihnen aber recht und bekanntermassen ist es bei diesem einen Lift nicht geblieben. Im Gegenteil: In den nachkommenden Jahren folgten Schlag auf Schlag weitere Investitionen: Bereits im Sommer 1947 wurde die Sesselbahn installiert und das Aktienkapital von 156 000 Franken erlaubte im gleichen Jahr den ersten Lift Gypsera-Riggisalp. 1952 entstand der Trainerlift Gypsera-Vorderstalden, an dem Kinder und Anfänger erste Versuche im Schnee unternehmen konnten. Ab 1956 führte der erste Skilift und ab 1962 der zweite Skilift von der Riggisalp auf die Kaiseregg. Dann folgte eine Zeit der Konsolidierung, bis die Skilift und Sesselbahn Schwarzsee AG – heute Kaisereggbahnen Schwarzsee AG – 1993 mit der auskuppelbaren Sesselbahn auf die Riggisalp den Startpunkt setzte, um das Winter- und Sommerangebot zu verbessern. Pro Stunde konnte diese Bahn 1500 Personen vom Tal auf die Bergstation befördern.

Schneesicherheit durch Beschneigung

Ein wichtiges Kapitel in der Geschichte der Kaisereggbahnen ist die Beschneigung. Schon in den Anfangszeit gab es Winter mit wenig Schnee. In den 1980er-Jahre war der Klimawandel bereits ansatzweise spürbar und es gab immer wieder mal grüne Winter, vor allem aber später als üblich einsetzende Schneefälle. Der grösste Teil der Einnahmen erzielte das Unternehmen damals mit den Einkünften aus dem Winterbetrieb.

Um für schneesichere Pisten zu sorgen, sind die Pisten der Kaisereggbahnen 1998 erstmals beschneit worden. Das Resultat war von Anfang an ermutigend, so dass die künstliche Beschneigung bis 2015 schrittweise ausgedehnt wurde. Bis heute haben die Kaisereggbahnen rund sechs Millionen Franken in 46 Schneekanonen und -rohre investiert, um die heute zur Verfügung stehenden 22 Kilometer Pisten möglichst schneesicher zu gestalten – gemäss Felix Bürdel, seit 2006 im Verwaltungsrat und seit 2007 Präsident – die bestausgestaute Schneeerzeugungsanlage im Kanton.

Zusätzliche Angebote

Die Bahngäste wollen nicht nur Ski fahren, sie wollen auch bewirtet werden. Auf der Riggisalp entstand 1995 das Berghaus, wo sich ganze Generationen von Skifahrern mit einer heissen Ovo und einem Nussgipfel zwischen Abfahrten aufgewärmt haben. 2017 wurde das Gebäude umgebaut, saniert und erweitert. Der kleine Spielplatz neben dem Berghaus ist im Sommer 2020 zum «Drachenland Kaiseregg» erweitert worden. Zum Angebot für aktive Familien gehört auch der Riggliweg und die Möglichkeit, auf Monster-Trottinetts die Riggisalp runterzusausen. Im Tal war es das Restaurant Gypsera, das die hungrigen und durstigen Gäste bewirtet hat. Das alte Restaurant wurde im November 2003 durch einen Brand komplett zerstört. Das neue Restaurant ist 2006 eröffnet worden.

Schritt für Schritt haben die Kaisereggbahnen ihr Angebot für den Winter- und den Sommertourismus ausgebaut. 2009 entstand die Rodelbahn, 2011 wurde die auskuppelbare Vierersesselbahn Kaiseregg in Betrieb genommen. Der Ersatz der beiden alten Lifte kostete 6,7 Millionen Franken. Finanziert wurde er durch einen Kantonsbeitrag, einer Unterstützung aller Semsler Gemeinden, Beiträgen der vier Pfeiler sowie einer Aktienkapitalerhöhung. Allein von 1992 bis heute hat das Bahnunternehmen 35,9 Millionen Franken investiert.

Die Besucherzahlen bestätigen dem Unternehmen, dass sich diese Investitionen auszahlen. In der Wintersaison 2018/2019 haben die Kaisereggbah-

nen erstmals mehr als 100 729 Ersteintritte registriert, die 800 000 Fahrten machten. Da auch der Sommer mit rund 75 123 transportierten Gästen einen neuen Rekord darstellte, war dieses Betriebsjahr für die Bahnen mit 4,5 Millionen Franken Umsatz das beste in ihrer Geschichte.



Blick von der Sesselbahn: Im Laufe der Jahre gewann der Sommerbetrieb immer mehr an Bedeutung.

Bild Imelda Ruffieux

Visionen für Gypsera-Areal

«Wir haben keine Zeit zum Ausruhen», ist das Motto von Felix Bürdel. Für die Erneuerung der Zweier-Sesselbahn Riggisalp sind bereits Vorstudien in Auftrag gegeben worden. Längst ist das einstige Skiliftunternehmen zu einem zentralen Player für die ganze Tourismusregion Schwarzsee geworden. Auf dem Gypsera-Areal, seit 2003 in Besitz der Bahnen, soll ein touristisches Zentrumsgebäude entstehen mit Möglichkeiten, einzukaufen und sich zu informieren, sowie Begegnungsräumen für kulturelle Veranstaltungen. Die rund 700 oberirdischen Parkplätze sollen weitgehend in einem Parkhaus versorgt werden. Eine Studie sieht noch weiteres Entwicklungspotenzial für die nächsten 15 bis 20 Jahre auf diesem Gelände vor. Möglich wären weitere Wohngebäude mit Wohnungen für Jahresaufenthalter und bewirtschaftete Zweitwohnungen sowie sechs bis zwölf Läden. Alles in allem würde dies ein Investitionsvolumen von 30 bis 40 Millionen Franken auslösen. Dieses Projekt, das dem Schwarzseetal ein neues Gesicht geben würde, ist dann aber ein Vorhaben, das nicht allein in der Hand der Kaisereggbahnen liegt, sondern auch von privaten Investoren umgesetzt würde.

Quellen

- Archiv Kaisereggbahnen
- Archiv Freiburger Nachrichten

Von Wacholdergeist, Salbeitee und Brennnesseljauche

Von Trudi Schneuwly,
Schmitten

Heilpflanzen zieren im diesjährigen Kalenderteil die einzelnen Monate. Salbei, Kamille, Melisse und andere Kräuter werden in der Phytotherapie und der Volksmedizin gegen verschieden Leiden eingesetzt. Zum Teil sind sie auch als Genuss- oder Stärkungsmittel bekannt.

Laut Wikipedia ist eine Heilpflanze eine Nutzpflanze, die zu Heilzwecken oder als Arzneipflanze zur Linderung von Krankheiten innerlich oder äusserlich verwendet wird. Aus der reichen Fülle an solchen Pflanzen hat das Redaktionsteam zwölf für die Monatsbilder des Volkskalenders ausgewählt. Auf diese Weise ergibt sich die Möglichkeit, diese zwölf etwas näher kennenzulernen oder ihren grossen Nutzen wieder in Erinnerung zu rufen.

Heilpflanzen sind sogenannte natürliche Arzneimittel. Doch ist hier Vorsicht geboten. Einige Menschen reagieren bei einzelnen Pflanzen mit Überempfindlichkeit. Auch natürliche Heilmittel können Nebenwirkungen haben. Deshalb ist es auch wichtig, die Menge und die Einnahmedauer zu beachten. Im Zweifelsfall besser nachfragen oder ärztlichen Rat einholen.

Im Folgenden werden die zwölf ausgewählten Heilpflanzen mit ihren Wirkungen näher vorgestellt. Dazu wird jeweils mit einem Rezept, oft aus der Volksmedizin, eine mögliche Verwendung gezeigt. Dies sozusagen als appetitanregendes Häppchen sich vertiefter mit diesem spannenden Thema zu befassen.

Quelle

- pharmawiki.ch

Besten Dank an Apothekerin Carmen Vonlanthen, Schmitten, für die Unterstützung.

Die Redaktion lehnt jede Haftung für die Rezepte ab.





BRENNNESSELBLÄTTER

Brennesselkraut ist ein harntreibendes Mittel zur Durchspülungstherapie bei Harnwegsleiden.

Haupteinsatzgebiet der Brennnesselblätter sind Probleme mit den Harnwegen, der Blase und den Nieren, wie zum Beispiel Harnwegsinfekte, Blasenentzündungen, Reizblase oder Blasensteine. Die Brennnessel sorgt dafür, dass die Harnwege durchgespült werden. Brennnesseltee kann aus frischen oder getrockneten Blättern gemacht werden. Brennnesseln werden auch in Form von Brennnesseljauche im Garten und in der Bio-Landwirtschaft eingesetzt. Sie sorgt für starke Pflanzen und gesunde Böden.

Rezept für Brennnesseljauche

Etwa ein Kilo frische Brennnesseln klein schneiden, in einen Kessel geben und mit zirka zehn Litern Wasser aufgießen. Kräftig rühren. Den Kessel luftdurchlässig zudecken (Jutesack) und etwa 10 bis 14 Tage ziehen (gären) lassen. Täglich umrühren. Brennnesseljauche absieben und im Verhältnis eins zu zehn mit Wasser verdünnen. Sie dient als Naturdünger und kann auch zur Schädlingsbekämpfung direkt auf die Pflanzen gesprüht werden.



BIRKENBLÄTTER

Zubereitungen aus Birkenblättern haben harntreibende und antibakterielle Eigenschaften.

Tees aus den Blättern von Birken haben harntreibende Eigenschaften und werden für die Behandlung entzündlicher und bakterieller Erkrankungen der Harnwege eingesetzt, insbesondere bei einer unkomplizierten Blasenentzündung bei Frauen.

Rezept für Birkenblättertee

Zwei Esslöffel getrocknete Birkenblätter mit einem Liter heißen Wasser aufgießen. Den Tee zehn Minuten ziehen lassen und dann abseihen.



JOHANNISKRAUT

Johanniskraut ist ein pflanzliches Arzneimittel mit antidepressiven Eigenschaften, das zur Behandlung von leichten bis mittelschweren depressiven Verstimmungen eingesetzt wird.

Der Tee wird aus dem blühenden Kraut gekocht. Dafür werden zwei Teelöffel des frischen oder getrockneten Krautes mit einem Liter kaltem Wasser kurz aufgekocht und dann sofort abgeseiht. Johanniskrautöl wirkt entzündungshemmend. Es wird zur Behandlung und Nachbehandlung von stumpfen Verletzungen, Muskelschmerzen und leichten Verbrennungen angewendet.

Rezept für Johanniskrautöl, auch Rotöl genannt

Blüten und Blätter vom Stängel streifen und in ein Schraubglas geben. Mit hochwertigem Öl aufgießen, so dass die gesamten Pflanzenteile mit Öl bedeckt sind. An einem warmen, möglichst sonnigen Ort sechs Wochen ziehen lassen und ab und zu schütteln. Das mittlerweile rot verfärbte Öl abseihen und in dunklen Flaschen aufbewahren.



SALBEIBLÄTTER

Zubereitungen aus frischen oder getrockneten Salbeiblättern haben entzündungshemmende, antimikrobielle und schweisshemmende Eigenschaften.

Salbetees wird bei Halsschmerzen, bei übermäßigem Schwitzen und bei Schweissausbrüchen und Wallungen während der Wechseljahre eingesetzt. Salbeiblätter werden auch zur äusserlichen Behandlung von Fieberbläschen verwendet.

Rezept für Salbetees

Ein bis zwei Teelöffel fein geschnittene Salbeiblätter mit einer Tasse kochendem Wasser übergiessen, fünf bis zehn Minuten ziehen lassen, abseihen.



KAMILLE

Zubereitungen aus den Blüten der echten Kamille haben entzündungshemmende, krampflösende, antimikrobielle, wundheilungsfördernde und desodorierende Eigenschaften.

Die Kamille wird schon seit Jahrtausenden für medizinische Zwecke verwendet. Typische Anwendungsgebiete sind Bauchschmerzen, Erkältungen, Hauterkrankungen, Entzündungen der Mundhöhle und Bindehautentzündungen.

Rezept zum Inhalieren

Eine Handvoll Kamillenblüten oder vier Teebeutel mit Kamille in einen Dampfinhalator geben und mit kochendem Wasser übergießen. Die Dämpfe inhalieren beziehungsweise tief ein- und ausatmen. Dies geht auch mit einem Topf und einem Handtuch. Inhalieren wirkt gegen Erkältungsbeschwerden wie etwa einer Nasennebenhöhlenentzündung.



SCHAFGARBENKRAUT

Schafgarbe wird bei Magen-Darm-Beschwerden, Appetitlosigkeit und leichten Beschwerden während der Menstruation eingenommen.

Ein anderer Name für die Schafgarbe ist «Bauchwehkraut». Der Schafgarbentee wird von kräuterkundigen Frauen schon seit vielen Jahrhunderten zur Behandlung der monatlichen Beschwerden der Frau eingesetzt.

Rezept für Schafgarbentee

FrISChe oder getrocknete Kräuter mit kochendem Wasser übergießen, zehn Minuten ziehen lassen und abseihen.



LAVENDELBLÜTEN

Tee aus den Blüten des Lavendels hat beruhigende und angstlösende Eigenschaften und wird unter anderem bei Erregungszuständen, Unruhe, Angst und bei Schlafstörungen eingesetzt.

Lavendel im Kleiderschrank lässt die Wäsche frisch duften und hält Motten fern. Zu diesem Zweck ein mit getrockneten Blüten gefülltes Baumwollsäcklein in den Schrank hängen.

Rezept für Schlaf-Kräuterkissen

Dinkelkörner oder Späne von unbehandeltem Holz mit getrocknetem Lavendelkraut mischen und in einen Kissenanzug füllen. Das Kissen sorgt für einen guten Schlaf.



MELISSENBLÄTTER

Den Blättern der Melisse werden beruhigende, krampflösende, verdauungsfördernde und antivirale Eigenschaften zugeschrieben.

Der Tee wird bei Spannungszuständen, Verdauungsbeschwerden eingesetzt. Bei Fieberbläschen hilft lokal aufgetupftes Melissenöl.

Rezept für Melissenöl

Saubere, trockene, zerkleinerte Melissenblätter in ein verschliessbares Glas geben. Gut zur Hälfte füllen. Mit Öl übergossen bis die Blätter gut bedeckt sind. Das Glas etwa drei Wochen an der Sonne stehen lassen. Dabei öfters schütteln. Abseihen und in eine dunkle Flasche abfüllen.



ARNIKABLÜTEN

Arnikablüten haben entzündungshemmende, antimikrobielle und schmerzlindernde Eigenschaften.

Arnikaalbe wird zur äusserlichen Behandlung von stumpfen Verletzungen, bei Zerrungen, Prellungen, Blutergüssen und bei Muskel- und Gelenkschmerzen eingesetzt.

Rezept

Arnika darf nicht selbst gesammelt werden. Sie ist auf der roten Liste der gefährdeten Arten der Schweiz enthalten. Daher ist hier kein Rezept für eine Salbe oder Tinktur angegeben.



RINGELBLUMENBLÜTEN

Calendula (Ringelblume) hat wundheilungsfördernde, antimikrobielle, antioxidative und entzündungshemmende Eigenschaften.

Sie wird zur äusserlichen Behandlung von Wunden und bei Hauterkrankungen eingesetzt.

Rezept für Ringelblumensalbe

Ringelblumenblüten in ein verschliessbares Glas geben, mit Öl übergiessen und das verschlossene Glas 5 bis 6 Wochen an einem dunklen, kühlen Ort stehen lassen. Hin und wieder schütteln. Abseihen. Das nun erhaltene Ringelblumenöl in einer Pfanne oder im Wasserbad erwärmen. Bienenwachs hinzufügen, rühren und warten bis sich das Wachs vollständig im Öl aufgelöst hat. Abkühlen und ein paar Mal gut rühren. In kleine Gläser oder Tiegel abfüllen.



HAGEBUTTENSCHALEN

Hagebutten enthalten Vitamin C. Sie haben antioxidative, leicht gerbende und gesundheitsfördernde Eigenschaften.

Hagebuttentee ist ein beliebtes Genussmittel und in vielen Früchte- und Erkältungstees enthalten.

Rezept für Hagebuttenmark

Hagebutten gut waschen, Stiele und trockene Blüten entfernen. Früchte aufschneiden, Kerne und Härchen vollständig entfernen, nochmals waschen. Hagebutten wägen, gleich viel Hagebutten wie Wasser in eine Pfanne geben. Aufkochen und ca. 20 Minuten weichkochen. Pürieren und durch ein feines Sieb streichen.

Hagebuttenmark ist köstlich für Desserts und kann zu Konfitüre verarbeitet werden. Es lässt sich gut einfrieren.



WACHOLDERBEEREN

Wacholder wird bei Magen-Darm-Beschwerden und als harntreibendes Mittel angewendet. Bekannt ist Gin, ein Wacholderschnaps.

Wacholdergeist ist ebenso ein bewährtes Mittel zum Einreiben bei Gelenk- und Muskelschmerzen, sowie bei rheumatischen Beschwerden.

Rezept für Wacholdergeist

500 Gramm Beeren zerquetschen und in 2 Liter Branntwein 14 Tage ansetzen. Täglich schütteln und anschließend abfiltrieren.